

Nickel List und seine Gefellen.

Ein Gaunerleben aus alter Zeit.

Der dreißigjährige Krieg hatte über Deutschland eine böse Saat ausgestreut. Das verheerende Toben desselben hatte viele Tausende von Menschen aus ihren gewöhnlichen Erwerbquellen gerissen und ins Elend getrieben. Der Bauer, dem räuberische Söldnerschaaren den Hof angezündet, der Bürger, dessen Stadt erobert und zerstört worden, wurde mit Weib und Kind zum Landstreicher und zog den Heeren nach, die zuletzt selbst mehr vom Raube als vom Kriege lebten, und sengend, brennend und mordend das unglückliche Land durchstreiften.

Wo kein Gesetz mehr Hab und Gut und Leben schützte, wo der strafende Arm der Gerechtigkeit selbst das vergossene Blut nicht mehr rächte, war es immer besser, der Schlagende als der Geschlagene zu sein und in dem wüsten Treiben sich einen Erwerb zu suchen. So wuchs in sittlicher Verwilderung ein Geschlecht empor, das die Segnungen und das geordnete Leben des Friedens nur wie ein Nährchen aus alten Zeiten kannte, und jeder freiblichen Kunst abhold, nur bei Raub und Mord in seinem Elemente war. Dazu kamen noch, als der Krieg endlich zu Ende ging, die Schaaren entlassener Soldaten, die, an jeglichen Frevel gewöhnt, keinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft finden

konnten, und ihr nun den Krieg verkündigten. Jeder, der die Ahndung des Gesetzes zu fürchten hatte, fand bei ihnen Schutz und lief ihnen zu. Zahlreiche Räuberbanden bildeten sich, die sengend und brennend das Land durchzogen und Jahrzehnte lang jede Landstraße in Deutschland unsicher machten. Sie suchten nicht Zuflucht in undurchdringlichen Wäldern und versteckten Gebirgshöhlen, wie die Romantik träumt. Der Arm der Gerechtigkeit reichte nicht so weit, daß sich der Räuber in so unwirthliche Schlupfwinkel hätte flüchten müssen. Es gab gefällige Wirthe genug, welche die das Geld mit vollen Händen austreuende Schaar gern bei sich aufnahmen und ihr Haus zum Hauptquartier der Bande hergaben. Damit war auch keine allzugroße Gefahr verbunden. In dem vielfach zerrissenen Deutschland war die Grenze überall nahe, und fiel es ja einmal der Gerechtigkeit ein, an die Thür der verrufenen Speilunke zu klopfen, so waren die Räuber schon in einem andern Herrn Land und unter einer andern Gerichtsbarkeit, und ehe das Gesetz mit seinen langsamen Formalitäten die ekkenden Rösse einholen konnte, saß die Schaar schon, zu neuen Thaten bereit, in einem andern sichern Schlupfwinkel.

Aber die allzugroße Unsicherheit veranlaßte am Ende den reichen Reisenden und die wohlhabenden Besitzer auf dem Lande zu außergewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln und die Behörde erstarkte allmählig wenigstens so weit, daß sie die größten Verletzungen der öffentlichen Sicherheit strafen und verhindern konnte. So wurde das Räuberhandwerk immer weniger lohnend und gefährlicher, und die Banden, von Galgen und Rad bezimirt, starben mit der Zeit aus. Aber nicht das Verbrechen, das sich nur eine andere Bahn suchte. An die Stelle der rohen Gewalt trat die List, und der Räuber wurde zum Gauner und gefährlichen Diebe. Zu diesem Gewerbe waren die Verhältnisse günstig genug, und es bildete sich mit reisender Schnelligkeit bis zu einer schreckenerregenden Vollkommenheit und in Form eines über ganz Deutschland sich verbreitenden Systems aus. Die langjährige Verwirrung hatte die Industrie nicht aufkommen lassen und den Credit vernichtet. Wer daher noch Geld

und Geldeswerth besaß, der schloß es in seine Kasten und behielt es im Hause oder übergab es zur Aufbewahrung an eine Kirche, wo er es durch Schloßer und Niegel und durch die Heiligkeit des Ortes für doppelt gesichert hielt. Aber verlaufenes Gesindel, das habgierig nach Anderer Gut schielt, giebt es überall und damals mehr als je; und ist erst ein Kopf da, der den Plan zum Diebstahl ausheckt, so findet sich auch der kühne Arm, der seine Ausführung übernimmt. Zuträger und Mitglieder der Diebesbanden trieben sich überall herum und spürten Gelegenheiten zum Diebstahle aus. War diese ausgekundschaftet, so suchten sie sich unter ihren Genossen einen von den Kühnsten und Verschlagensten zur Mithülfe aus. Denn die Auswahl war nicht klein; die Gaunerwelt hatte ihre Heroen, deren Spitznamen bei ihres Gleichen in ganz Deutschland einen guten Klang hatten. Meistens waren es entlaufene und verabschiedete Soldaten, welche die Kühnheit und die Verschlagenheit des Parteigängers mit zu ihrem neuen Gewerbe brachten. Die erste Sorge war, die Lokalität kennen zu lernen und sich einen Wachsabdruck von den wichtigsten Schlüsseln zu verschaffen. Dann wurden falsche Schlüssel fabrizirt, meistens bei einem Schloßer in einer andern Gegend, um keinen Verdacht zu erwecken, oft auch von einem Mitglied der Bande, der in dieser Kunst besonders geübt war, und dadurch in doppeltem Ansehen stand. Das nahm oft Monate in Anspruch und manchmal mußte der Plan ganz aufgegeben werden, weil ein passender Schlüssel nicht gelingen wollte. Um Kleinigkeiten bemühten sich aber diese Helden nicht; sie mußten erst gewiß sein, daß etwas Dringliches zu verdienen sei, und erst nach sorgfältigen Erkundigungen gingen sie an's Werk.

Auf so saubere Weise verfuhr man natürlich nur in den Städten, wo ein gewaltfamer Ueberfall zu viel Lärm gemacht hätte. Auf dem offenen Lande machte man weniger Umstände. Bis an die Zähne bewaffnet und gut berittten begaben sich die Diebe an den Ort der That, umstellten das Haus, besetzten alle Eingänge, brachen dann in das Haus, durchwühlten es von oben bis unten, haben

Schränke und Truhen mit Aerten auf und nahmen, was ihnen gefiel. Fast nie floß bei diesen nächtlichen Besuchen Blut, außer etwa wenn ein unglücklicher Diener der Gerechtigkeit im schlechtberathenem Amtseifer die Gaubiebe in ihrem Treiben vorwiegend stören wollte. Das geraubte Gut wurde in Säcke gesteckt und diese verstopft; vor grauem Morgen setzten sich die Räuber wieder zu Pferde und eilten nach einer Spelunke, wo zur Theilung geschnitten wurde. Jeder erhielt nach seinen Verdiensten, am besten kamen aber stets die Juden weg, die auf die Nachricht von dem vollbrachten Raube herbeiströmten und Kleinodien und Edelsteine um Spottpreise versilberten. Oft drängten sich auch noch andere Gauner herbei, die bei der Unternehmung gar nicht mitgewirkt, aber davon gehört hatten, die sich aber ihr Schweigen theuer genug abkaufen ließen. Nach der Theilung lebte man herrlich und in Freuden, bis die Beute verzehret war, und dann lief Alles auseinander, wenn nicht Einem oder den Andern ein neues Unternehmen wieder in Anspruch nahm. Eine geschlossene Organisation, ein beständiges Oberhaupt hatte diese Bande nicht. Sie war mehr eine freie Bruderschaft, die über ganz Deutschland verzweigt war, wohl bekannt unter einander, zumal die Matadore, die unter mancherlei Spitznamen sich eines ausgedehnten Rufes in der ganzen Gaunerwelt erfreuten. Uebrigens verließ nur selten einer die Gegend, wo er mit der Dertlichkeit und den Verhältnissen, den Diebesspelunken und Helfern und dem Charakter der Gerichte einmal vertraut war. Aber die als Helfer bei ihren Unternehmungen theilhaftigen Juden verbanden sie unter einander. Sie bildeten in den großen Handelsstädten Nord- und Mitteldeutschlands eine Art Gaunerbörse, wo der Raub umgekehrt, neue Unternehmungen besprochen und die dazu passender Leute bestellt und verschrieben wurden. Aber gerade diese unorganische Verfassung der Bande machte es zu einem höchst schwierigen Unternehmen, diesem Unwesen zu steuern. Da das Bestehen der Bande nicht von dem Vorhandensein eines Individuums abhing, der die Seele des Ganzen war, so war es ganz wirkungslos, wenn die Behörde einmal

einen der Angesehensten herausgriff und als abschreckendes Beispiel an den Galgen henkte, denn zehn neue Führer traten bei der ersten Gelegenheit an seinen Platz. Zudem war auch die mangelhafte Gerichts- und Polizeiverfassung jener Zeit dem Gedeihen dieses Gaunerwesens ungemein förderlich. Das in viele hundert Fürstenthümer, Stifte, freie Herrschaften und Städte getheilte Deutschland war ein wahres Gaunerparadies. Das Entschlüpfen war leicht, wo alle hundert Schritte eine neue Grenze, ein anderes Recht, ein anderer Gerichtsbrauch war. Die Fama lief schneller unter den vielfach unter einander verbundenen Dieben als der Bote des Gerichts, und ehe das Requisitionsschreiben abgefaßt und überreicht, und auf der andern Seite die verrostete Verwaltungsmaschine in Gang gesetzt war, war der Verfolgte über alle Berge. Jede Regierung bewachte den eingefangenen Galgenvogel so eifersüchtig, wie ein Stück ihres Gebietes, und ihn auszuliefern war eine große Gefälligkeit, zu der man sich erst nach langen Verhandlungen gegen einen besonders freundlich gesinnten Nachbar verstand. Man gab ja einen Theil des argwöhnisch gehüteten Souveränitätsrechtes auf, wenn man den auf eigenem Boden ergriffenen Spitzbuben an einen fremden Galgen hängen ließ. Auch wurde damals noch nicht zum psychologischen Studium der Rechte der Dieb zehn Jahre lang in Untersuchungshaft präservirt. Hatte er so viel gestanden, daß er nach den damaligen Gesetzen den Tod verdiente — und das war nicht viel, — so schickte man ihn ohne Umstände aufs Schaffot, ohne weiter nach seinen frühern Thaten und Genossen zu fragen. Unter solchen Umständen war weder an ein Zusammenwirken der Behörden noch an eine Ausrottung des Unwesens zu denken. Ein unerhörter Frevel mußte erst geschehen, eine getreue Stadt ihres Palladiums beraubt werden, ehe die Behörden aus ihrer Trägheit aufgerüttelt wurden und kräftige Maßregeln zu Steuerung des unverträglich gewordenen Uebels ergriffen.

Die gute Stadt Lüneburg besaß einen Schatz, um den sie von ganz Deutschland beneidet wurde, und den die ehrsamten Bürger als das achte Weltwunder zu betrachten geneigt waren, und wie ihren Augapfel hüteten. Es war dies die weltberühmte goldene Tafel, welche den Altar in der Klosterkirche St. Michael zierte: eine Platte von 7 Fuß 7 Zoll Höhe und 3 Fuß 8 Zoll Breite aus seinem Goldblech, reich mit Edelsteinen verziert und in 18 Feltern kunstreich getriebene Bilder aus der heiligen Geschichte darstellend. Rundum waren Fächer angebracht, in denen kostbare Reliquien, Monstranzen, Kelche und Messbücher aufbewahrt wurden. Der Sage nach hatte sie der Kaiser Otto aus der Beute, die er nach einer Schlacht gegen die Sarazenen in Italien gewonnen, verfertigen lassen und dem Kloster als Botivotafel geschenkt. In einer gläubigern Zeit hatte sie viele und namhafte Wunder verrichtet, die aber alle von ihrem letzten übertroffen wurden, das sie nach ihrem Verschwinden that: sie bewegte das hundertköpfige Deutschland wenigstens einmal zu sammengewirkender und ehruiger Thätigkeit.

Fünf Jahrhunderte war die goldene Tafel alt, und nur einmal hatte eine Frevelhand, aber erfolglos, danach gegriffen; selbst von den Bilderstürmern der Reformation, und von den Söldnerhorden des dreißigjährigen Kriegs war sie verschont worden. Auch war sie gut verwahrt. Wie andere Altarbilder war sie für gewöhnlich dem Blick durch eine mit schönen Schildereien bedeckte Flügelthür entzogen; aber außerdem noch durch eine zweite Flügelthür geschützt, versehen mit so künstlichen Schlössern, daß kein Dietrich sie öffnen konnte. Einen gewaltsamen Einbruch hatte man in der gutbewachten Stadt nicht zu fürchten.

Früh morgens am 9. März 1698, an der Mittwoch nach Ostmichi, wünschten einige Fremde das vielbewunderte Kunstwerk in Augenschein zu nehmen. Mit dem Klappern des Schlüsselbund versehen führt sie der Küster nach der Kirche. Er will die äußere Thür öffnen und beginnt schon in wohlgelegten Nebensarten mit dem Lobe des seltenen Schatzes. Aber der Schlüssel schließt nicht; Böses ahnend verstummt der Küster, bricht nach mehreren vergeblichen

Versuchen die Thür auf, reißt die innern Flügel auseinander — sie waren wider alle Gewohnheit nicht verschlossen — und steht seine Ahnung nur zu gut bestätigt: die goldene Tafel ist bis auf wenige kärgliche Trümmer geraubt!

Am Sonntag vorher war sie noch vorhanden gewesen; das bezeugten hunderte von Augen, die sie während des Gottesdienstes, wo die äußeren und inneren Flügelthüren des Altars stets geöffnet waren, gesehen hatten, und seit jenem Tage war die Kirche nicht geöffnet worden. Auch waren die Schlösser der Thüren unversehrt, und nirgends zeigte sich eine Spur, wie die Diebe Eingang gefunden.

Der Verlust des seltenen Schazes erzeugte in Lüneburg die äußerste Bestürzung; aber damit vermischte sich ein von Aberglauben nicht freies Grauen vor den kühnen Frevlern. Hatten sie die fabelhafte Springwurzel ausfindig gemacht, welche die festesten und künstlichsten Schlösser augenblicklich öffnete? Besaßen sie den unsichtbarmachenden Diebesbaumen, daß sie, von Keinem bemerkt, sich in die belebte Stadt und die Kirche schleichen, und mit ihrem Raube zum wohlbesetzten Thore hinausgehen konnten? Gegen offene Gewaltthat konnte man sich noch wehren, gegen gewöhnliche Diebe half Schloß und Niegel, was schützte aber vor Zauberkräften? Zum Glück für Deutschland hielt sich der Lüneburger Rath mit solchen Betrachtungen nicht auf und versäumte nichts, was zur Entdeckung der Thäter führen konnte. Die einheimischen Diebe kannte man gut genug, um zu wissen, daß sie hier nicht theilhaftig sein konnten. Eine solche fabelhafte Diebesgeschicklichkeit war bis Lüneburg noch nicht gebrungen. Es mußten Fremde gewesen sein, das stand fest. Der erste Schritt war also, in den Gasthäusern nachzuforschen, was für Reisende in den letzten Tagen in der Stadt gewesen waren.

Vier oder fünf Wochen vor dem Sonntag Estomihl war in Lüneburg eine Gesellschaft Fremder zugereist, und theils bei dem Wirth Fritz Schwanke, theils in der Harburger Herberge abgestiegen. Der Vornehmste von ihnen, von seiner Umgebung Doctor genannt, ein Mann von etwa fünfzig Jahren, von einnehmendem und gefälligen Wesen;

aber dabei mit den Manieren eines Mannes von Stande, hatte eine junge und schöne Dame bei sich, eine Frau von Sien, die durch ein anspruchsvolles und geräuschvolles Auftreten das wieder einbrachte, was der Doctor durch ein allzustilles Leben sündigte. Denn dieser schien für wenig mehr als seine Bücher Sinn zu haben, und über der Wissenschaft alles Andere zu vergessen. Tagelang saß er oft auf seinem Zimmer eingeschlossen, mit seinen Studien beschäftigt, während Frau von Sien sich im fremdartigen und reichen Putz den erstaunten Lüneburgern zeigte. Die beiden andern Begleiter des Doctors, gegen die er sich wie ein Höherstehender, ja fast wie ein Herr benahm, hatten dennoch mit der hochadligen Frau von Sien in einer verwunderlichen Vertraulichkeit gelebt. In der Harburger Herberge waren zwei Diener des Doctors mit den Pferden eingekehrt.

Geschäfte konnten die Fremden nicht in der Stadt haben, denn sie verkehrten mit Niemandem; Wunsch nach Zerstreuung oder Wisbegier konnte sie auch nicht hergeführt haben, denn so stolz auch die Lüneburger Bürger auf ihre Stadt waren, so mußten sie sich doch gestehen, daß sie nicht der Merkwürdigkeiten und Vergnügungen genug habbot, um einem vornehmen und gewiß vielgereisitem Mann einen mehrtägigen Aufenthalt lohnend zu machen. Zudem hatte die fremde Gesellschaft nicht einmal das Wunderwerk der Stadt Lüneburg, die goldene Tafel, in Augenschein genommen, und so eine sonderbare Verachtung gegen dieses Kleinod an den Tag gelegt. Schon hatte man angefangen, sie mit argwöhnischen Augen zu betrachten, als sie am Montag nach Estomihl am frühen Morgen in mehreren Wagen und mit schwerem Gepäck abgereiset waren.

Da wurde der Raub der goldenen Tafel entdeckt, und natürlich lenkte sich der Verdacht sogleich auf die geheimnißvolle Reisegesellschaft. Von dem Wirth Fritz Schwanke war nicht viel zu erfahren. Mit lobenswerther Wirthsbiskretion hatte er nicht nach den Verhältnissen und Zwecken der Reisenden gefragt, die viel Geld verzehrten und mit nobler Sorglosigkeit die Rechnungen nicht allzugenaun ansahen. Uebrigens hatte ihm sein Sohn Christian Schwanke

die vornehmen Gäste zugeführt, und er mußte sie um so genauer kennen, als Frau von Sien seine Schwägerin war.

Verdächtiger schon waren die Spuren, die man in der Harburger Herberge entdeckte. Dort hatten zwei Bediente des Fremden gewohnt, ein junger hübscher Kerl und ein älterer, und letzterer hatte eine Frau bei sich gehabt. Die ganze Art dieser Leute war der Wirthin aufgefallen. Sie zeigten mehr Geld, als man selbst bei der Dienerschaft eines vornehmen und freigebigen Cavaliers erwarten konnte, kümmernten sich nicht groß um die Befehle ihres Herrn, und vernachlässigten die Pferde, die doch ihrer besondern Obhut anvertraut waren, so sehr, daß der Hausknecht ihre Pflege ganz übernehmen mußte. Den ganzen Tag verbrachten sie mit Spielen, Zechen und andern wüsten Treiben. Mit großer Theilnahme hatten sie sich nach dem Kirchenschatz des St. Michaelstosers erkundigt, aber trotz mehrmaligen Auforderungen der Wirthin ihn nicht in Augenschein genommen. Ein Schlosser brachte gegen sie zur Anzeige, daß sie sich bei ihm mehrere seltsame Werkzeuge, eines wie ein seltsames Brecheisen gestaltet, hatten verfertigen lassen. Unter den Lumpen, die sie zurückgelassen, fand die Wirthin ein Stückchen Goldblech, ganz von demselben Feingehalt, wie das der goldenen Tafel.

Es galt jetzt, diese Spur weiter zu verfolgen, und vor allem des Christian Schwante, der über seine Reisegefährten mußte Auskunft geben könnten, habhaft zu werden. Er war ein Seefahrer und hatte in seiner Jugend als solcher weite Reisen gemacht, war aber jetzt in Hamburg ansässig und hatte dort eine Wirthschaft, wo allerlei lockere Gesellen und Dirnen zusammenkamen; kein sehr ehrsamtes Gewerbe, das schon seinen Lebenswandel in ein schlimmes Licht stellte. Oft war er auch von Hause abwesend und ging andern Geschäften nach, aber Niemand wußte wo und welchen.

Das Requisitionsschreiben der Celler Regierung fand ihn gerade in Hamburg anwesend, so daß er gleich in Verhaft genommen und verhört werden konnte. Aber über den räthselhaften Doctor war wenig aus ihm herauszubringen.

Er gab zwar zu, daß er ihn nach Lüneburg gebracht habe, wollte ihn aber unterwegs getroffen, und ihn auf seine Frage, wo er in Lüneburg absteigen könne, zu seinem Vater gewiesen haben, um diesem einen guten Verdienst zuzuwenden. Auch habe er ihn mit seinem Gepäck nach Hamburg gefahren, wo sie sich getrennt hätten. Ueber das weitere Reiseziel des Fremden wußte er keine Auskunft zu geben.

Schwantes Schwägerin, die Frau von Sien, war eine getaufte Jüdin und an einen Hamburger Weinhändler verheirathet gewesen, nach dessen Bankrutt sie sich von ihm getrennt hatte. Schwante gab zu, daß sie an dem Doctor Geschmack gefunden und mit ihm weiter gereist sei; er legte aber über dieses Verhältniß eine tugendhafte Entrüstung an den Tag, und wollte seiner Schwägerin über ihr Lasterleben ernstliche, jedoch vergebliche Vorstellungen gemacht haben. In seinen und seiner Frau Verhören — diese, welche ebenfalls mit in Lüneburg gewesen, sah sich auch mit in Untersuchung gezogen — wurden allerdings noch verschiedene Umstände ruckbar, die ein höchst verdächtiges Licht auf des Ehepaars Lebenswandel warfen, aber Anzeichen eines bestimmten Verbrechens konnte man nicht erforschen, und man glaubte schon, auf falscher Fährte zu sein, als das Gericht ganz unerwartet auf eine neue Entdeckung geleitet wurde.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Lüneburg hatte Schwante bei nächtlicher Weile in das Haus eines Bekannten, Markus Blott, einen schweren Koffer geschafft, und um Aufbewahrung desselben für seine Schwägerin, die Sien, gebeten. Diesen Koffer lieferte Blott aus freien Stücken dem Hamburger Gericht aus, und bei der Eröffnung desselben fanden sich Gegenstände vor, welche schwerlich auf rechtliche Weise in solche Hände gekommen sein konnten. Außer mehreren Säcken mit Dukaten und Kronenthalern enthielt nämlich der Koffer werthvolle Schmucksachen, ausgebrochene Diamanten und Perlen, eingeschmolzenes Gold und Silber, einen Damascenersäbel in goldner Scheide, silberne Kirchengefäße und mehrere prächtige Kleidungsstücke, darunter einen kostbaren Pelz mit schwarzem Mohr überzogen. Der Säbel und der Pelz führten später auf die Entdeckung eines andern

großen Diebstahls, die Perlen waren, wie sich bald auswies, von den Deckeln der Meßbücher des Michaelsklosters abgerissen.

Schwanke leugnete auf das Entschiedenste, etwas von dem Inhalt des Koffers gewußt zu haben; er hatte ihn nur so heimlich bei Seite geschafft, damit der Mann seiner Schwägerin nichts davon erfahre, der, obgleich von ihr getrennt lebend, sie immer mit neuer Forderungen quälte, und keinen Pfennig in ihrem Besitz lasse, wenn er davon wisse. Das Gericht mußte sich vor der Hand bei dieser Aussage beruhigen, da es keinen Beweis dagegen bringen konnte, fand sich aber doch bei dem starken Verdacht, der auf Schwanken und seiner Frau ruhte, veranlaßt, die beiden Infulpaten nach Celle zur weiteren Untersuchung auszuliefern. Alle Nachforschungen nach der Frau von Sten, auf der zunächst der Verdacht des Lüneburger Kirchendiebstahls ruhte, blieben umsonst. Sie war mit dem fremden Doctor spurlos verschwunden.

Gleich nach Entdeckung des unerhörten Frevels in Lüneburg hatte die Celler Regierung, welche die Untersuchung mit dem größten Eifer aufnahm, an alle deutschen Behörden Bericht über den geschehenen Raub mit genauer Beschreibung des gestohlenen Gutes erlassen, mit dem Ersuchen, den Verkauf desselben vorkommenden Falles zu verhüten, und die dadurch verdächtig gewordenen Personen zu verhaften. Mit einer für die damaligen Zeiten und Zustände, wie sie oben angedeutet worden, seltenen Bereitwilligkeit kamen auch die aufgeforderten Behörden diesem Wunsche entgegen, und entwickelten aller Orten eine preiswürdige Thätigkeit. Das hatte aber auch seine guten Gründe. Noch nie war das Gefühl der allgemeinen Unsicherheit jedem Einzelnen so nahe gerückt worden. An Räuberriegen auf dem flachen Lande hatte man sich gewöhnt; hatten ja die nächsten Jahrzehente nach dem großen Kriege viel ärgere Oräuel gebracht und gegen die damalige Zeit gehalten, war die letzte eine Zeit der Ruhe. Aber wenn das Eigenthum des Bürgers in der mit Thoren und festungsartigen Mauern wohlverwahrten Stadt, hinter den festesten Schlössern und

Niegeln, mitten im lebendigen Getreibe eines starkbewohnten Handelsplatzes nicht mehr sicher war, wo war da noch Schutz zu finden? Und die Lüneburger That stand nicht allein. Um dieselbe Zeit waren in Braunschweig, in Hamburg, im Sächsischen, in der Altmark und in Mecklenburg Kirchen, öffentliche Kassen und Privatleute um bedeutende Summen beraubt worden, und überall mit einem Geschick und einer Heimlichkeit, die an das Wunderbare grenzten. So bewirkte denn ein Diebstahl, was die äußerste Noth des Reichs, der Raub seiner schönsten Provinz, des Elbasses, nicht hatte herbeiführen können: ein einiges und kräftiges Zusammenwirken aller Stände des Reichs.

Vor der Hand aber war der einzige Verdächtige, dessen die Gerichte habhaft geworden, Christian Schwanke, und gegen ihn häuften sich durch die Mittheilungen der auswärtigen Behörden die Anzeichen immer mehr. Einige Wochen vor dem 9. März hatte er sich in Blumenau bei Hannover aufgehalten. Dort hatte bei dem Wirth Otto Müller ein reicher Cavalier aus Sachsen gewohnt, ein Herr v. Mosel, der die Erbschaft seiner Gemahlin, einer Holsteinischen von Abel, aus deren Geburtsort abgeholt hatte und jetzt auf der Nachhausereise begriffen war. Sein Reichthum mußte groß sein, denn er reisete mit zahlreichem Gefolge, einem stattlichen Jäger, ein paar Gesellschaftscavalieren und zwei Kammerfrauen für seine Gemahlin. Von den benachbarten Gutsbesitzern hatte Herr Gideon Peermann auf Wunstorf, hochfürstlicher Regimentsquartiermeister, ihn öfters besucht. Auch mit Schwanke hatte er viel verkehrt, der häufig in Blumenau war, und zwar in Begleitung eines Wunstorfer Juden, Jonas Meyer, eines höchst verufenen Subjekts. Nach vierzehntägigem Aufenthalt war die ganze Gesellschaft mit Peermanns Geschir nach Hannover gefahren. Böse Zungen sagten ihnen nach, sie seien bei den Diebstählen, die nach ihrer Abreise ruckbar wurden, nicht untheilhaftig.

Der Wirth in den drei Kronen in Hannover mußte von der noblen Gesellschaft ebenfalls Auskunft zu geben. Auch bei ihm war der Herr von Mosel eingekehrt, ein Herr von

Mittelgröße und den Funfzig nahe, der meistens einen feinen kaffeebraunen Pelz getragen. Seine Gemahlin war eine junge und schöne Frau von zierlichem Wuchs und mit schwarzen Augen gewesen. Der Haushalt des abligen Paares war auf den vornehmsten Fuß eingerichtet. Ein schmucker Jäger in der üblichen Uniform wartete bei Tische auf, wo die Reisenden vom eigenen Silbergeschirr, aus alten und kostbaren Familienstücken bestehend, speisten. Dabei ging es stets hoch her: die feinsten Speisen und besten Weine mußten aufgetragen werden und oft waren Gäste anwesend, einmal auch der Regimentsquartiermeister Peermann, der sich dabei einen solchen Rausch trank, daß er in seinen Wagen gehoben werden mußte. Außer dem Jäger hatte der Herr von Mosel noch zwei Männer bei sich, aus deren Stellung der Wirth nicht recht klug werden konnte. Ihren Reden und Sitten nach gemeine Leute, speisten sie doch mit dem Herrn und der gnädigen Frau an einer Tafel; die Kammerfrau, selbst eine Offizierswitwe, versicherte ihm aber, der Eine sei ein gewesener Offizier, der Andere ein reicher Hamburger Kaufmann Schwanke, und ein Verwandter der gnädigen Frau. Da die Gesellschaft jedoch reichlich bezahlte, und nach ihren häufigen Ausflügen stets wieder bei ihm einkehrte, so vergaß der Wirth bald seine Strupel.

Von Hannover folgte man der Spur dieser Reisenden nach Celle, wo sie im Wirthshaus einen Bund Schlüssel und Dietriche liegen gelassen, und von dort nach Lüneburg bis in Fritz Schwankes Haus und die Harburger Herberge. So konnte also der Herr von Mosel kein anderer sein, als der fremde Doctor und seine Gemahlin die Frau von Sien. Der eine Bediente aber, der in der Harburger Herberge logirt und dort Moritz Richter geheissen hatte, mußte der schmucke Jäger sein.

Der Name des zweiten Bedienten war dem Gerichte untermessen auch bekannt geworden. Ein Hamburger Schneider lieferte dem Gerichte einen Koffer ein, der ihm auf einige Tage von einem auswärtigen Kunden zum Aufheben gegeben worden, aber jetzt nach mehreren Wochen noch nicht

reklamirt war. Er enthielt zwar nur Kleidungsstücke, aber darunter den Rock des Mannes, der in Lüneburg mit dem Jäger zusammengewohnt. Der Besitzer hatte sich Lorenz Schöne genannt und war Cornet; in wessen Diensten, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, und er selbst war mit dem Doctor oder dem Herrn von Mosel verschwunden.

Die letzte Spur von dem als Cavalier verkappten Gauner wies in das Mecklenburgische. In Hamburg waren ein paar Tage nach dem Lüneburger Diebstahl vier Fremde, zwei Männer und zwei Frauen, im Mühlenhofe erschienen, und hatten dort mit den Juden vielerlei zu thun gehabt. Der Eine war in dem Gasthof zum Engel eingekehrt, aber von dort nach einigen Tagen, mit Hinterlassung seines Gepäcks und seiner Pferde, in Begleitung eines Bedienten mit der Post nach Lübeck gereist. Die Pferde hatte man mit Beschlag belegt, da sie der Beschreibung nach dieselben waren, welche in Lüneburg in der Harburger Herberge gestanden; der Diener aber, der sich nach einigen Tagen wieder einfand, entging durch die Saumseligkeit des mit seiner Verhaftung Beauftragten, und seine eigene Schlaueit für diesmal den Häschern. Weitere Nachricht über den Herrn von Mosel erhielt man von einem Lübecker Juden, dem er verschiedene Schmucksachen und geschmolzenes Gold zum Kauf angeboten. Er war von Lübeck mit einer schönen Frau von zierlichem Wuchs und einem langen Bedienten in das Mecklenburgische gefahren. Auch ein dritter der verdächtigen Männer, der Cornet Lorenz Schöne, war in seiner Gesellschaft gesehen worden.

Schon jetzt tauchte der wahre Name des vielgestaltigen Gauners in einem seltsamen Briefe auf, der dem Bürgermeister von Lüneburg von unbekannter Hand zukam. Schwanke war darin als Theilnehmer an dem Lüneburger Raub angegeben. Seine Schwägerin, hieß es darin weiter, die Simse genannt, sei die Zuhälterin eines gefährlichen Diebes, Namens Nickel, mit dem sie sich im Lande herumtreibe, und dieser Nickel sei der Anführer beim Diebstahle gewesen. Auch über andere Gauner fanden sich specielle

Nachweisungen im Briefe, den wahrscheinlich ein neidisches Mitglied der Bande, welches für diesmal leer ausgegangen, zum Verfasser hatte.

Zugleich mit der Nachricht von einem neuen Kirchenraub kam noch nachträglich aus Braunschweig Kunde über den Herrn von Mosel. Dort hatte er selbst im Gewühl der Messe Aufsehen durch die Pracht seiner Kleidung und den Aufwand seiner Lebensweise gemacht. Er zeigte sich nie anders als in wallender Allongeperrücke, Federhut und reichgesticktem Sammtkleid, das er fast alltäglich wechselte; seine Finger blitzten von kostbaren Ringen, und auf seinem Tische lagen die Dukaten haufenweise. Seine Gemahlin ging nicht weniger prächtig gekleidet als er. Sein Gefolge war noch zahlreicher als in Hannover und bildete einen kleinen Hofstaat. Nur das Benehmen der Dienerschaft wollte nicht recht in die vornehme Wirthschaft passen. Sie aßen mit ihm an einem Tische, und behandelten ihn, wenn sie sich unbeobachtet glaubten, ganz wie ihres Gleichen. Sie zankten und schimpften sich in seiner Gegenwart, und einmal, als die Magd zufällig ins Zimmer trat, schlief der Eine auf dem Sopha, während der Herr von Mosel am Tische Geld zählte. Obgleich die Herrschaft nur wegen des Vergnügens nach Braunschweig gekommen war, ging sie dennoch selten aus, desto mehr aber die Bedienten, die sich überall herumtrieben, und dann lange Beratungen mit ihrem Herrn hielten. Ein Hamburger Kaufmann Schwanke hatte sich ebenfalls zu der Gesellschaft gefunden, und war mit ihr abgereist. Erst mehrere Wochen später entdeckte man den großen Diebstahl in der Katharinenkirche.

Dort lag nämlich in einem unterirdischen Gewölbe, wohl verwahrt hinter starken Gittern, doppelten mit starkem Eisen beschlagenen Thüren und Läden und Schlössern und Miegeln ohne Zahl der reiche Nachlaß der Generalin von Chimin. Von der Außenseite der Kirche war der Schatz, den man auf eine Tonne Goldes schätzte, unzugänglich, von innen verschloß ihn eine starke eichene Thür mit zwei Schlössern, von denen das eine höchst kunstreich war und mit zwei Schlüsselns geöffnet werden konnte. Gitter, Thüren und Schlösser

waren unverletzt, und dennoch waren acht von den Koffern ausgeleert, und zwei mit den Dieben verschwunden. Wie zum Hohn war der eine von den Räubern mit Steinen angefüllt worden.

Das war aber auch Alles, was der Herr von Mosel hinterlassen hatte: von ihm selbst war keine Kunde mehr zu erlangen und für lange Zeit war jede Spur von ihm verschwunden. Doch die außerordentliche Commission in Celle hatte auch ohne ihn schon alle Hände voll zu thun. Christian Schwanke, der mit den Dieben in den nächsten Beziehungen zu stehen schien, und seine Frau waren bereits verhaftet, und ihre Aussagen lenkten die Aufmerksamkeit des Gerichts zuerst auf den Gaurercongreg in Blumenau. Schwanke verschwor sich zwar hoch und theuer, daß dort Alles in Ehren zugegangen sei, aber schon die Anwesenheit des Herrn von Mosel genügte, um der Zusammenkunft in jenem Orte einen verdächtigen Charakter aufzuprägen. Man nahm daher schleunigst fest, was sich von der saubern Gesellschaft erreichen ließ, und zwar zu allererst den Wirth in Blumenau, Otto Müller, der ohne Weiteres eingesperrt wurde. Aber noch ein anderer Mann hatte in Blumenau und in Hannover mit dem Herrn von Mosel verkehrt, dessen gesellschaftliche Stellung jeden Verdacht der Theilnahme an solchen Verbrechen weit wegzurufen schien. Es war dies der Regimentsquartiermeister Gideon Johann Heinrich Peermann, der Sohn eines hannoverschen Generallieutenants, seit vier Jahren mit einer Adeltigen verheirathet, und jetzt in Wunstorf als Besitzer eines schönen Gutes ansässig. In seiner Jugend war er Page an dem Hofe einer deutschen Fürstin gewesen, er hatte später mehrere Feldzüge mitgemacht, wo er sich seinen gegenwärtigen Rang erworben hatte. Man stand lange an, diesen vornehmen Mann zu verhaften, aber nähere Nachforschungen nach seiner Lebensweise brachten immer verdächtiger Umstände an den Tag. Schwanke's Frau hatte ihn schon in ihren ersten Verhören als einen guten Bekannten ihres Mannes genannt, auf dessen Gute in Wunstorf er oft wochenlang verweile, und Schwanke selbst konnte dies weder leugnen, noch genü-

gende Gründe für seine häufige Anwesenheit in Wunstorf angeben. Auch mit dem Juden Jonas Meyer, einem berühmten Diebeshehler, der schon oft mit der Justiz im Conflict gerathen war, aber durch seine Schlaueit ihr immer wieder zu entwisphen gewußt hatte, stand der Regimentsquartiermeister in verdächtigem Verkehr. Außerdem erhellte aus des Gastwirths Müller Aussagen, daß Beer- mann mit der unsichtbar gewordenen Frau von Sten in einem vertraulichen Verhältniß stand.

Herr Gideon Beer mann wurde nun ebenfalls verhaftet, und nach Celle gebracht, wo er mit aller einem Manne seines Standes gebührenden Schonung in dem vornehmsten Gasthose Zimmerarrest erhielt. Sein Auftreten war nicht das eines Schulbigen. Unbefangen und ohne Rückhalt setzte er dem Gericht sein Verhältniß zu den verdächtigen Personen auseinander. Ihre Bekanntschaft verbannte er der Frau von Sten, die er als Dame von Stande gastfreundlich bei sich aufgenommen, als in der Nähe seiner Wohnung die Achse ihres Wagens gebrochen, und sie in dem elenden Wirthshause des Ortes kein anständiges Unterkommen hatte finden können. Später hatte sie ihn noch einmal in Begleitung des Herrn von Mosel besucht, und er hatte keinen Grund gehabt, die Bekanntschaft dieses reichen Cavaliers zurückzuweisen; auch habe er als höflicher Wirth natürlich nicht geforscht, in welchem Verhältnisse die anmuthige Dame zu dem sächsischen Edelmann stehe. Ihre Bekanntschaft habe zu einem Austausch gegenseitiger Höflichkeiten und Einladungen geführt, wodurch sich seine häufige Anwesenheit in Blumenau und in Hannover ganz natürlich erkläre. Christian Schwanke hatte er aus höflicher Rücksicht für Frau von Sten bei sich aufgenommen, die sich seine Schwägerin nenne; sonst stehe er in keinem Verhältniß mit ihm. Mit dem Juden Jonas Meyer stehe er allerdings in vielfachem Verkehr, da er sich dessen Vermittlung bei Ankäufen von Waaren in der Residenz bediene.

In den Verhören nahm er die gelassene Duldermiene eines schwergeprüften Christen an, und seinem Mund entströmten fromme Reden und Bibel sprüche über die unver-

schuldeten Leiden des Gerechten; dann wieder war er ganz verzweifelt über den Gedanken, daß man ihn so gemeiner Verbrechen für fähig halten könnte, fiel ganz außer sich auf die Knien nieder, und schwur bei Gott und seinen grauen Haaren, daß er unschuldig sei; dann wieder drohte er mit einer Klage beim Reichsammergericht, wenn man ihn noch länger widerrechtlich gefangen halte. Die Confrontation mit Schwanke blieb ohne Resultat; der vornehme Mann imponirte durch sein sicheres Auftreten dem Schwanke dermaßen, daß dieser Alles sagte, was ihm Jener unter die Zunge legte. Auch ein geheimes Anerbieten des Fürsten, ihn strafflos ausgehen zu lassen, wenn er Auskunft über die Gaunerbande gebe, wurde nur mit Ausdrücken tugendhafter Entrüstung, oder verzweifelter Klagen über die nie wieder gut zu machende Schmach, die ihm widerfahren, beantwortet. Zuletzt blieb dem Gericht doch nichts Anderes übrig, als ihn wieder heim ziehen zu lassen.

Seine Freiheit war jedoch nicht von langer Dauer. Schwanke war schon schwer compromittirt durch den Besitz des Koffers, den er für das Eigenthum seiner Schwägerin ausgab, und durch sehr eingeständenes Herumtreiben mit dem Herrn von Mosel und seiner Bande, so wie durch die Aussagen seiner Frau, die ihn zwar keines bestimmten Verbrechens bezüchtigte, aber doch Andeutungen über seine Verhältnisse gab, die seinen Lebenswandel in ein sehr verdächtiges Licht stellten. Jetzt aber wurde wieder ein Einbruch entdeckt, bei dem er unmittelbar theilhaftig erschien.

Diebe waren mit großer Kunstfertigkeit — sie hatten dabei 13 Schlösser öffnen müssen — in eine Seitenkammer des Hamburger Domes gedrungen, hatten aber für ihre viele Mühe nur einen kärglichen Lohn davongetragen, denn der Koffer, den sie mitgenommen, enthielt nur Kleidungsstücke. Mehrere dieser Sachen fanden sich in Schwankens Besitz. Gleichzeitig waren aus einem Gewölbe derselben Kirche mehrere Kisten mit werthvollen Silberfachen verschwunden, ohne daß man sichere Spuren der Thäter hätte finden können. Der Verdacht aber mußte natürlich auf Schwanke fallen.

Bei so dringenden Indizien gegen den Inculpanten war das Gericht nach den damaligen Gesetzen berechtigt, ihn der Tortur zu unterwerfen. Schwanke widerstand der Qual der Daumschrauben nicht. Er legte ein offenes Bekenntniß seiner Verbrechen ab, und wiederholte es in den späteren Verhören.

Er war bei dem Lüneburger Einbruch gewesen, aber nur als untergeordneter Theilnehmer, und die That selbst war nur eine glückliche Improvisation, auf welche die Bande, während sie von andern Unternehmungen ausruhte, gekommen war. Das eigentliche Ziel ihrer Thätigkeit war der Schatz in der Braunschweiger Katharinenkirche gewesen. Um diesen zu heben, war der Doctor — oder der Herr von Mosel — aus der Fremde nach Hamburg gekommen; auf wessen Anstiften, wollte Schwanke, als Aneingeweihter in die Geheimnisse des Cammerbundes, nicht wissen. Am Neujahrstage war die Gesellschaft, aus Schwanke, dem Doctor, dessen Diener Moriz Richter (der Jäger) und Frau von Sien bestehend, mit des Erstern Pferden von Hamburg weggefahren und hatte sich zuerst nach Wunstorf begeben, wo sie eine Woche bei dem Regimentsquartiermeister Peermann verweilt, während der Doctor voraus nach Braunschweig reiste, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Erst auf seine Briefe fand sich die übrige Gesellschaft nach und nach um ihn zusammen. Erst Moriz Richter, die Frau von Sien, der Cornet (Lorenz Schön) dessen Frau, der Garde-reiter Pante, und Kaiser aus Wunstorf, genannt der Nothkopf. Sie bildeten das Gefolge des Herrn von Mosel. Dann stellte sich auch Ditto Müller, der Wirth von Blumenau, Peermann und der Jude Jonas Meyer ein. Schwanke kam erst später nach, als der Hauptdiebstahl schon verübt war. Er half nur bei einem zweiten, als man noch zwei Kisten mit Leinwand aus der Kirche holte. Den Doctor schilderte er als den Anführer der Bande, und als einen höchst gefährlichen Dieb, der im Anfertigen falscher Schlüssel und im Deffnen der künstlichsten Schlösser von Keinem übertroffen werde. Mit ersterem beschäftigte er sich, während er bei verschlossenen Thüren angeblickt seinen

Studien oblag. Der Koffer, den Schwanke bei Markus Blott in Hamburg zum Aufheben gegeben, enthielt des Doctors Antheil von der Braunschweiger und Lüneburger Beute.

In Blumenau, wo der Raub verhehlt worden, war man zuerst auf den Einfall gekommen, einen Abstecher nach Lüneburg zu machen. Der Doctor war hier mit Frau von Sien bei Schwanke's Vater, Moriz Richter und der Cornet mit seiner Frau in der Harburger Herberge abgestiegen. Von der Wirthin angegangen, sich die größte Merkwürdigkeit Lüneburgs, die goldene Tafel, anzusehen, war in dem Cornet und Richter zuerst der Gedanke aufgestiegen, sich des kostbaren Kleinods zu bemächtigen. Sie hatten dem Herrn von Mosel ihren Plan mitgetheilt, und dieser war bereitwillig darauf eingegangen. Aber die Ausführung war schwer; keiner der vorrätigen Schlüssel paßte, und Mosel mußte seine ganze Kunst aufwenden, um einen der die Kirchthür öffnete zu recht zu feilen. Endlich nach mehrtägiger Arbeit wurde er fertig, und Sonntag Nachts nach elf Uhr fanden sich Schwanke, der Doctor, der Cornet und Moriz Richter an der Kirche zusammen. Wie sie bei dem Einbruch verfahren, konnte Schwanke nicht angeben, denn er hatte draußen Wache gestanden, während die Andern drin arbeiteten. Nach vier Stunden erschienen endlich die Diebe wieder, Lorenz Schöne (der Cornet) mit einem Duerfack, der das geraubte Gut enthielt, in der Kirche aber schon verstegelt worden war. Mit großer Vorsicht setzte sich der Zug in Bewegung, Richter als Gelaitreur 50 Schritt voraus, damit sie nicht von der Schaarwache betroffen würden, und begab sich nach Schwanke's Haus. Am nächsten Morgen reiste die ganze Bande theils in Schwanke's Wagen, theils bezritten nach Hamburg, wo getheilt werden sollte; aber dazu kam es noch nicht, da die Hamburger Juden für das Gold und die Edelsteine zu schlechte Preise boten und der Doctor deshalb erst in Lübeck einen bessern Markt suchte. Von dem Hamburger Diebstahl wußte Schwanke nur so viel, daß ihn Mosel ebenfalls verübt habe.

Peermann wurde jetzt von neuem verhaftet, und fast

gleichzeitig war man des Juden Jonas Meyer habhaft geworden, und lieferte ihn nach Celle aus. Aber von Weiden war nicht einmal durch die Androhung der Folter etwas herauszubringen. Sie leugneten hartnäckig, mit dem Herrn von Mosel anders als oberflächlich bekannt zu sein, wollten von der Braunschweiger Reise nicht das Geringste wissen, schalteten Schwänke in der Confrontation einen frechen Lügner und Ehrabschneider, und behaupteten mit vielen Schwüren, die allerehrlichsten Leute von der Welt zu sein. Auch Otto Müller, der Wirth von Blumenau, trat mit der Miene eines Unschuldigen vor dem Gericht auf. Er gab zu, mit in Braunschweig gewesen zu sein. Der Herr von Mosel habe Geschirr und Wagen bei ihm gemiethet, und da er ohnehin seine jungen Pferde nicht gern habe fremden Händen anvertrauen wollen, so habe er die Gelegenheit ergriffen, um sich die weltberühmte Braunschweiger Messe anzusehen und einige Einkäufe dort zu machen. Auch habe der Herr von Mosel bei ihm gewohnt, aber sein Haus stehe als Gasthof jedem ehrbaren Fremden offen, und der vornehme Cavalier habe ihm keinen Grund gegeben, ihm die Thüre zu weisen.

Eine schwere Zeit war über die edle Vagabunden- und Gaunerkunft eingebrochen. Mit ungewohnter Thätigkeit streiften im ganzen deutschen Reich die Häfcher umher und nahmen jeden Verdächtigen fest. Konnte das Gericht des Ortes nichts mehr aus dem Inculpanten herausbringen, so wurde er in das große Sieb nach Celle abgeliefert, wo die ganze Gaunerschaar gesichtet und jeglicher nach der Größe seiner Schuld gewogen wurde. Hier liefen alle Fäden der großen Untersuchung zusammen; fast jeder Verhaftete fand hier schon Complicen im Kerker, die theilweise schon gestanden hatten und seine Ueberführung leicht machten. Die Gefängnisse in Celle waren überfüllt, und die Richter wurden fast begraben unter Aktenbergen. Eine Unmasse von Diebstählen und Einbrüchen kam an den Tag, und man

sah wohl, daß man es mit einer über ganz Deutschland verbreiteten und wohlorganisirten Bande zu thun hatte; aber bis jetzt war man nur der untergeordneten Glieder derselben habhaft geworden, während die Hauptleute noch frei herumliefen, namentlich die Seele des Ganzen, der berühmte Herr von Mosel mit seiner Zuhälterin, der Frau von Sien oder, wie sie bei den Gaunern selbst hieß, der schönen Sünse. Um diese zu entdecken und den weiteren Verzweigungen der großen Diebesverbindung nachzuforschen, wurde der Amtmann Dietrichs, mit Vollmachten und Empfehlungsschreiben an alle deutsche Behörden wohl ausgerüstet, von der Celle'schen Regierung auf eine Entdeckungsexpedition durch Deutschland ausgesandt. Seine Bemühungen blieben lange fruchtlos, bis endlich nach Celle der Bericht gelangte, daß man bei Greiz im Voigtlande eine große Räuberbande eingefangen, deren Anführer, der gefürchtete Nickel List, der Diebstähle in Braunschweig, Lüneburg und Hamburg geständig worden sei. In der Begleitung des Wirthes aus den drei Kronen in Hannover eilte der Commissar Dietrichs nach Hof, wo der Verbrecher in Haft saß, und der Erstere erkannte auch wirklich in dem mit Ketten belasteten und im dumpfen Loch sitzenden Manne den angeblichen Herrn von Mosel, den er in allem Glanze eines vornehmen Cavaliers bei sich gesehen hatte.

Mit der Gefangennehmung des Hauptmanns schien der Zauber, der bis jetzt die anderen Rädelsführer der Bande den Nachforschungen der Justiz entzogen, gebrochen zu sein. Einer nach dem anderen fiel der Gerechtigkeit in die Hände. Die Folter erpreßte auch von dem Verstocktesten Geständnisse, welche die Entdeckung und Ueberführung der Anderen beschleunigte. Christian Müller, einer der gefährlichsten Gefellen List's und sein Nebenbuhler um die Herrschaft über die Bande, saß bereits in Leipzig und mit ihm der Drachensführer, Andreas Luci, und die drei Juden Salomon David (der Rothkopf), Schulz Böhl (der Bosack) und Alexander Saladin (der kleine David), von der Raubgenossenschaft nicht die unbedeutendsten. Andreas Schwarz oder Moritz Richter, der schmucke Jäger des Herrn von Mosel, war

in Weimar wegen eines früher begangenen Todtschlags festgesetzt worden, angezeigt von einem Kumpan, der neidisch war auf das Glück, welches der schöne Jüngling bei den Weibern machte. Den Garbercker Pante ergriff man im Mansfeldischen, und mit ihm einen Kriegskameraden, Michael Kramer, zu der norddeutschen Bande gehörig. Doch wollen wir den Leser mit der Aufzählung der langen Liste von Verbrechern nicht langweilen; die bedeutendsten derselben gruppiren sich am besten um Nickel List, den großen Gaunerhelden, der den Mittelpunkt in allen Abenteuern bildet und durch seine Thaten die beiden großen Gauner-Genossenschaften in Mittel- und Norddeutschland mit einander verbindet. Bloss der schönen Sinsfe, die von nun an nicht weiter auftritt, sind noch ein paar Worte zu widmen. Als vornehme Courtisane streifte sie bald unter diesem, bald unter jenem Namen, bald allein, bald in Begleitung eines angesehenen Mitglieds der Bande, der sich gerade ihrer Gunst erfreute, in Mitteldeutschland herum; vornehmlich in den Meß- und in den Universitätsstädten, wo sie reiche und unerfahrene junge Leute in ihr Netz zu locken wußte. Sie hatte ihre eigene Equipage und eine aus mehreren Personen bestehende Dienerschaft bei sich, und trat überall als reiche Erbdame auf. Ihre glanzvolle Erscheinung, ihre Schlaueit und ihre Schönheit dienten ihr als dreifaches Schild, unter dessen Schutz sie das Angenehme mit dem Nützlichen auf das Beste zu verbinden wußte, denn während sie ihren küsternen Vergnügungen nachging, verkäunte sie nicht, durch Spioniren und Anlocken reicher Simpel für ihre Gauner-Genossen zu wirken. Lange Zeit folgte die Justiz ihrer kometenartigen Bahn durch Deutschland, konnte ihrer aber nie habhaft werden; wie ein weiblicher Proteus wußte sie durch immer neue Verwandlungen die spürenden Augen der Gerechtigkeit zu täuschen, und zuletzt verschwand sie spurlos mit Lorenz Schöne, ihrem letzten Anbeter. Weber von ihr noch von diesem hat man je das Geringste wieder vernommen.

Als armer Leute Kind hatte Nickel List 1656 in Waldenburg im Schönburgischen das Licht der Welt erblickt. Schon als Knabe zeichnete er sich durch gute Anlagen aus, und soll zum Studiren bestimmt gewesen sein, was aber wegen der Unbemitteltheit der Aeltern unterbleiben mußte. Als er die Schule verließ, wurde er Bedienter bei verschiedenen vornehmen Herrschaften, nahm später Kriegsdienste und machte mehrere Feldzüge mit. Er kämpfte mit bei Fehrbellin gegen die Schweden, im Elsaß gegen die Franzosen, in Ungarn gegen die Türken und war bei der Erstürmung von Ofen einer der Ersten auf den Wällen. Aber er wurde der Gebundenheit und Abhängigkeit des Soldatenlebens endlich müde und sehnte sich nach Freiheit und einem eigenen Heerd. In allen Ehren entlassen, kehrte er in sein Vaterland zurück, nahm ein Weib und pachtete in Namtsdorf im Voigtlande ein Wirthshaus. Seine alte Liebe zu den Wissenschaften hatte er noch nicht vergessen; alle seine Mußstunden widmete er dem Studiren, und sein abenteuerlicher Sinn fühlte sich hauptsächlich von den Geheimnissen der Medizin angezogen, die damals noch im mystischen Gewande auftrat. Der Theophrastus Paracelsus war sein Lieblingsbuch, und mit Hilfe seines natürlichen Scharfsinns lernte er bald so viel, daß er an Freunden glückliche Curen vollzog. Mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete ihn die ganze Nachbarschaft als tiefgelahrten Doctor und nannte ihn stets mit diesem Ehrentitel.

Doch auch darin fand sein unruhiger Kopf keine Befriedigung und die Verführung war ihm nur zu nahe gelegt. Es war damals die rechte Blüthezeit des Gaunerlebens in Deutschland und seine Gegend von Alters her berühmt als Schlupfwinkel von Räubern und Strauchdieben. Auch bei ihm kehrten häufig solche Gesellen ein und blendeten seine Augen durch den Anblick der reichen Beute, die sie bei ihm verpielten und verzehrten. Er widerstand der Versuchung nicht lange und wagte, verführt von einem verlaufenen österreichischen Studenten und einem alten Kriegskameraden, einem abgedankten Wachtmeister, in Gemeinschaft mit die-

sen einen Einbruch bei einer Frau von Tettau bei Plauen. Der Lohn seiner That war 1200 Thaler.

Dies war der erste Schritt zu seinem Untergang. Ein anderer Gauner hatte von der That gehört und brohte, ihn zu verrathen, wenn er ihm sein Schweigen nicht abkaufe. List zahlte, um den Zubringlichen los zu werden, aber der Unerfättlicheehrte immer wieder. Endlich, als List nichts mehr hergeben wollte, legte sich Jener mit sechs Anderen als Executor sieben Tage lang in's Haus. Der Hausherr war abwesend, aber seine Frau mußte hergeben, was Küche und Keller liefern konnte; auch Geld mußte sie zahlen, und selbst der Lust der lockeren Gesellen fröhnen.

Damit waren aber Nickel List's Leiden noch nicht zu Ende. Seine Peiniger ritten zum zweiten Male bei ihm ein, drangen ihm alles baare Geld ab und führten seine Pferde mit sich fort. Fast zu Grunde gerichtet, verließ er jetzt Ransdorf und kaufte sich die Schenke in Beutha. Aber Alles umsonst; die Gauner folgten ihm auch hierher und nahmen ihm das Wenige, was er noch gerettet hatte.

Er war jetzt ein ruinirter Mann und es blieb ihm nichts übrig, als selbst Dieb zu werden. Was sollte er sich auch noch placken und schinden, wenn er des ehelich erworbenen Eigenthums keinen Augenblick lang sicher war, während er als Genosse der freien Gesellen im Ueberfluß schwelgen konnte? Die Bande nahm den neuen Kameraden mit Frohlocken unter sich auf, denn er war eine seltene Erwerbung. Er war nicht bloß wegen seiner verwegenen Kühnheit und seinem nie um Erfindungen verlegenen Verstand geachtet, er stand auch in dem Rufe, hieb- und schußfest zu sein. Mit der Zeit erlernte er noch Fertigkeiten, die ihn zum unschätzbaren Mitgliede des Bundes machten und ihn in jener abergläubischen Zeit fast in den Ruf eines Herenmeisters brachten. So geschickt wurde er im Schmieden und Ausfeilen von Nachschlüsseln, daß die Bande bald der Beihilfe der Schlosser, durch welche oft Verdacht erweckt wurde, nicht mehr bedurfte. Aber nöthigenfalls bedurfte er der Schlüssel nicht einmal: ein Pflock oder ein Nagel genügte ihm oft, um das künstlichste Vorhängeschloß in der kürzesten Zeit zu öffnen.

Man wäre geneigt das was von dieser wunderbaren Geschicklichkeit erzählt wird ein Märchen zu nennen, es funden von der wundersüchtigen Volksstimme, wenn List nicht noch am Vorabend seiner Hinrichtung in Gegenwart von Gerichtspersonen ein Probestück seiner Kunstfertigkeit an seinen eigenen Fesseln abgelegt hätte. Die zwei Schlosser, welche die Ketten an Armen und Beinen festhielten, öffnete er mit einem Pflock und einem Bindfaden vor Aller Augen in weniger als fünf Minuten.

Als ostensibles Gewerbe ergriff er den Pferdehandel, der ihm einen Vorwand gab, sich überall im Lande herumzutreiben und bei vornehmen Herrschaften auf dem Lande und reichen Bauern Gelegenheit zum Raube auszuspähen, und wo er erst einen Schatz gewittert hatte, ließ er auch nicht lange mit der That auf sich warten. Aber mit einer bei Leuten seines Gelichters seltenen Unvorsichtigkeit verschonte er selbst seine nächste Nachbarschaft nicht, und Nickel List, der Wirth in Beutha, galt bald im ganzen Voigtland für den gefährlichsten Dieb und seine Schenke für die verufenste Gaunerspelunke von ganz Sachsen. Endlich beschloffen die Schönburgischen Gerichte, gegen ihn einzuschreiten. Die Bande war am Abend vorher von einem erfolgreichen Raubzuge zurückgekehrt und hatte die halbe Nacht durchzechet und durchspielt. Gegen Morgen aber lag noch Alles im wüsten Schlummer, als der Schönburgische Landrichter mit zwei und zwanzig Mann aufgebotener Bauern heranrückte und die Schenke umstellen läßt. Schon sind sie in das verschlossene Haus gebrochen, da erwacht Nickel von dem Lärm, reißt ein paar Pistolen von der Wand, die stets geladen neben dem Bett hängen, und feuert sie unter den hereindringenden Haufen ab. Zwei Mann stürzen, der eine tödtlich verwundet. Auf einen solchen Empfang waren die Bauern nicht gefaßt: alle zwanzig fliehen vor dem einen Bewaffneten und lassen den Landrichter in Stich. Doch um ihn bekümmern sich die Räuber weiter nicht: sie ziehen eilig ihre Pferde aus den Ställen und

suchen vor seinen Augen das Weite. Ehe neue Mannschaft aufgeboden war, sind sie über alle Berge.

Nach List's Flucht hatten die Bewohner des Dorfes seine Schenke zerstört, daß kein Stein auf dem andern blieb. Auch ohne dies hätte sie nicht mehr zum Zufluchtsort dienen können, und er trieb sich jetzt unstätt im Lande umher, nur von Raub und Einbruch lebend. Sein Ruf wuchs mit seiner Kühnheit, und die Blüte der Gauner von Mitteldeutschland strömte ihm zu. Christian Müller, einer von denen, die in Ramsdorf bei ihm eingeritten und ihn zuerst zum Räuberleben getrieben hatten, der kleine und der große Leopold, der lange Hans, der Kesselpeter, Gottfried Müller aus Dresden, der Hahntoffel, der Hirtentoffel, Schilling, der Cornet L. Schön und viele Andern. Ihr Hauptquartier hatte die Bande jetzt in dem Wirthshause des weimarischen Dorfes Stetten, ein Ort, der für das Treiben solchen Gesindels gut gelegen war; denn mitten durch das Haus lief die Grenze zwischen Weimar und Stolberg, und keine Regierung wollte der anderen die Gerichtsbarkeit über die Sperlunke zugestehen, die dadurch zu einer Art Asyl wurde. Hier ruhten die Diebe von ihren Raubzügen aus und vertheilten die Beute. Vor den Häschern sicher, verlebten sie hier die Nächte in Saus und Braus, während vor dem Hause Wachen und im Hofe gesattelte Pferde standen, um gleich über die Grenze zu fliehen, wenn sie ja einmal überrascht werden sollten. Hier lernte auch Nickel List seinen treuen Jäger Andreas Schwarz oder, wie er als Mitglied der Bande hieß, Moritz Richter kennen, dem er mit seltener Liebe zugethan gewesen zu sein scheint. Dieser Andreas Schwarz war aus Weimar, wo er mit Ehren unter dem Militär gedient hatte, und wo sein Bruder noch Capitän d'Armes war. Beim Spiel war er mit einem Handwerksburschen in Streit gerathen und hatte ihn im aufstobernden Zorne mit dem Messer erstochen. Auf der Flucht verrenkte er sich den Fuß und blieb in Stetten, bis er heil war. Einst saß er einsam am Tische, trübe über seine Zukunft sinnend. Da trat List herein. Ihm gefiel der hübschöne Jüngling mit den festen, muthigen Augen und er knüpfte mit ihm ein

Gespräch an. Wo Nickel gewinnen wollte, da konnte ihm keiner widerstehen, und hier wendete er seine ganze Kunst auf. Mit berebter Zunge entwarf er ein lockendes Bild von dem freien Räuberleben und wußte allen Strupeln des Jünglings mit schlauer Sophistik zu begegnen, denn er hatte sich schon eine Theorie ausgebildet, mit der er sein Treiben gegen sich selbst entschuldigte. Alle irdischen Güter seien eigentlich Gemeingut, meinte er, und dem Reichen seien erst vom Armen erpreßten Ueberfluß zu nehmen, sei bloß gerechte Uebervergeltung. Andreas Schwarz widersand den verführerischen Reden nicht und wurde ein freies Mitglied der Bande, keinem verantwortlich als Nickel List, der ihn mit einer glänzenden Livrée und einem Pferde versah, dafür aber stets die Hälfte von der seinem Diener zufallenden Beute erhielt. Von nun an war er als Moritz Richter der unzertrennliche Begleiter seines Herrn, der von jetzt an als Herr von Mosel auftrat, rettete ihm mehr als einmal Freiheit und Leben und hielt bei ihm aus bis an's Ende.

Zu ihren Unternehmungen schritt die Bande mit großer Ueberlegung. Die bloße Sage, daß irgendwo eine große Summe Geld aufbewahrt sei, genügte den Dieben noch nicht. Sie mußten erst sichere Nachricht haben, daß der Schatz sich der vielen Mühe verlohne, ehe sie an's Werk gingen. Dann nahm das Erkunden der Vertlichkeit und das Anfertigen der falschen Schlüssel nach Wachsabdrücken oft mehrere Wochen in Anspruch. Waren sie mit diesen Vorbereitungen fertig, so ritten sie an Ort und Stelle, übergaben ihre Pferde Einem aus ihrer Mitte, der zugleich als Wache diente, und öffneten die Thüren mittelst ihrer Dietriche mit solcher Gewandtheit und Heimlichkeit, daß in bewohnten Häusern manchmal die im nächsten Raume schlafenden nichts von der Anwesenheit der nächtlichen Gäste spürten. Ueberraschte sie der graue Morgen bei der halbvollendeten Arbeit, so schlichen sie sich wieder fort, schlossen die Thüren sorgfältig zu und kamen die nächste Nacht wieder, um das Zurückgelassene nachzuholen. Nach vollbrachtem Raube ritten sie mit der Beute von

dannen nach einem ihrer vielen Schlupfwinkel, wo getheilt wurde. Erwarteten sie eine große Beute, so nahmen sie wohl auch einen Leiterwagen mit. Bloss auf dem Lande, bei einzeln liegenden Wohnungen schlugen sie ein weniger mühevolleres Verfahren ein. Da wurden die Thüren eingeschlagen, die Bewohner mit Todesandrohungen zum Schweigen gebracht, und Alles ausgeräumt. Uebrigens waren diese Unternehmungen stets nur Sache der Einzelnen. Wer eine Gelegenheit zum Diebstahl erfuhr, suchte sich aus der Bande ein paar passende Genossen aus, und verrichtete mit diesen den Raub, den auch bloss die Thäter unter sich vertheilten. Selbst Nickel List erhielt keinen Antheil, wo er nicht mitgewirkt hatte. Ueberhaupt darf man sich ihn nicht als einen Hauptmann denken, dem sich die Genossen zu unbedingtem Gehorsam verschworen. Als der Geschickteste, Schlaueste und Kühnste wurde er allerdings bei den meisten und bedeutendsten Unternehmungen zu Rathe gezogen oder zum Anführer erwählt, weil unter seiner Leitung der Erfolg am sichersten war. Aber er erhielt keinen größern Antheil als die Andern, ließ sich sogar in seiner großartigen, das Geld geringschätzenden Weise von seinen Kameraden oft übervortheilen. Auch war keines der Mitglieder zur Mitwirkung verpflichtet; Jeder kam und ging, wie es ihm gefiel. Daß bei einem solchen Treiben Konflikte mit der Justiz, trotz der sprichwörtlich gewordenen Saumseligkeit derselben, nicht ausblieben, läßt sich leicht denken. Mehr als einmal schlug sich List mit seinen Genossen durch die ihn überfallenden Häscher, und da ein seltenes Glück ihn immer unverwundet davon kommen ließ, verbreitete sich im Volke der Glaube, er sei gefesselt. Aber nicht immer gelang ihm das Durchschlagen mit den Waffen in der Hand, und öfters kam er in Haft, brach aber stets mit großer Geschicklichkeit oder Tollkühnheit aus. Einmal lag er nach langer Gefangenschaft mit schweren Ketten gefesselt in seinem Kerker auf dem Stroh. Wie der Schließer hereintritt und das Essen bringt, bittet er diesen, ihn in die Höhe zu heben, da er wegen seiner großen Schwäche nicht aufstehen könne. Arglos nähert sich ihm der Schließer; da thut sich unter

ihm der Boden auf, er verfinst, List aber steht jetzt rüstig auf, schüttelt sich die Ketten von den Gliedern und geht ungehindert zu der offenstehenden Thüre hinaus der Freiheit entgegen. Die zauberartige Flucht erklärte List später auf das Natürlichste. Er hatte bemerkt, daß der Fußboden seines Kerkers höhl sei, ihn allmählig durchgebrochen und die Dielen wieder fein säuberlich aber ganz locker darüber gelegt, das Ganze aber mit Stroh überstreut. Als sich daher der Schließer durch den Vorwand, er sei krank, verlocken ließ, auf die Oeffnung zu treten, wichen die verrätherischen Breter und er stürzte in den darunter liegenden Raum. Seine Ketten hatte List längst zerseilt und mit Bindfaden zusammengebunden, so daß er diese nur zu zerreißen brauchte, um fesselfrei das Weite zu suchen.

In seinem letzten Gefängnisse erzählte List noch einen andern wunderbaren Streich, den einer seiner Genossen ausgeführt, den er sich aber selbst nicht zu erklären wußte. Ein Dieb ließ einem Wirthe melden, er werde diese Nacht kommen und ihm sein Pferd aus dem Stalle holen. Dem Wirth kam ein so freches Unterfangen ganz sonderbar vor und er beschloß, den Plan des Gauners durch ungewöhnliche Wachsamkeit zu vereiteln. Mit einbrechendem Abend legt er sich daher quer vor den Stall, so daß das Pferd über ihn weggehen mußte, und beschließt, kein Auge zuzuthun. Aber bald umfängt ihn ein fester Schlaf; der Dieb stellt sich ein, zieht den Wirth an den Beinen von der Schwelle weg, geht in den Stall und holt das Pferd heraus, ohne daß der Bestohlene erwacht wäre. Das wird dem Gauner doch zu arg. Wie er im Sattel sitzt, nimmt er eine Pistole und schließt sie vor des Wirthes Ohren ab. Da erwacht denn endlich der Schläfer, und er sieht den Andern noch höflich grüßend mit seinem Pferde davonreiten. Der Wirth eilt nach, aber obgleich Jener gemächlich die Straße entlang trabt, kann er ihn doch nicht erreichen, und wird so zwei Meilen weit gelockt. Da wird dem Gauner das Ding endlich zu langweilig, er giebt dem erstohlenen Pferde die Sporen, sagt davon und läßt den

Beraubten mit offenem Munde und mutterseelenallein auf der Landstraße stehen.

Die Diebstähle, welche die Bande während ihrer fünfjährigen Wirksamkeit — von 1694 bis 1699 — verübte, waren zahllos. Meistens wurden die kurfürstlich sächsischen Länder und die Gebiete der Grafen Reuß und der Herren von Schönburg von ihr heimgesucht, und nur manchmal streiften die Gauner bis nach Thüringen oder weiter nördlich in's Magdeburgische. Hauptsächlich aber war die reiche Meßstadt Leipzig mit ihren Umgebungen der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Hier hatten sie ihre Schlupfwinkel in der Laute auf dem Ransfäbter Steinweg und in einigen Dorfschenken der Nähe; als Spione dienten ihnen einige Juden, der Scharfrichter Viertelz und die berlinische Dore, eine liebedürftige Dirne.

Auf den Rath zweier Leipziger Studenten, Brückner und Meßius, die sich zur Bande hielten, brach Nickel List einmal bei dem Professor Pfauz ein, bei dem er erst ein Colleg gehört hatte, um das Haus auszukundschaften. Aber bei dem gelehrten Manne fanden sich blos Schätze der Weisheit in der Gestalt zahlreicher Manuscripte und keine harten Thaler vor, und Nickel mußte sich mit wenigem Silberzeug begnügen. Ein Besuch in der Paulinerkirche, ebenfalls von den beiden Studenten veranlaßt, trug dagegen bessere Früchte. Am größten war aber der Gewinn in Lindenau bei dem Herrn von Minkwitz, wo auf jeden Betheiligten 800 Thaler kamen.

Mitten aus dieser Thätigkeit wurde Nickel List auf einen anderen Schauplatz berufen. In Hamburg hatte eine Zudengengesellschaft, Moses Hosheneck, Schimmeku, der große und der kleine Leopold und Riepmann, schon längst ihre Augen auf einen großen Schatz in der Domkirche geworfen. Seit Jahren bereits gingen sie mit dem Gedanken um, ihn zu stehlen, aber er war zu gut verwahrt, und keiner von ihnen und ihrer zahlreichen Gaunerbekanntschaft war geschickt genug, die künstlichen Schlösser zu öffnen. Schon einmal hatten sich ihre Augen nach Leipzig gewendet, und sie hatten den berühmten Christian Müller nach Hamburg verschrie-

ben, aber auch er hatte nichts ausrichten können, und der Schatz, der auf eine Tonne Goldes geschätzt wurde, war noch unangetastet. Jetzt faßten sie den Entschluß, sich an den berühmten Nickel List zu wenden, dessen Kunst noch kein Schloß widerstanden hatte. Hosheneck und Riepmann gingen zur Michaelismesse 1698 als Gesandte nach Leipzig und luden den großen Gauner ein, zur Hebung des Schatzes nach Hamburg zu kommen. Nickel fühlte sich geschmeichelt durch den Ruf und war bereit, ihm zu folgen; aber erst mußten andere Unternehmungen in Obersachsen, die schon vorbereitet waren, ausgeführt werden, und er entließ daher die Gesandten mit dem Versprechen, vor Ende des Jahres nachzukommen. Er hielt auch Wort und erschien noch vor Neujahr, blos von dem getreuen Andreas Schwarz begleitet, als Herr von Mosel in der großen Hansestadt.

Sein Scharfblick verrieth ihm bald das Geheimniß der Schlösser, die den Schatz wahren, und nach kurzer Arbeit hatte er die nöthigen Schlüssel fertig. Der Einbruch gelang ohne Mühe, aber der Ertrag blieb weit unter den Erwartungen aller Betheiligten. Der Raub zerfiel in neun Theile — Lorenz Schöne und Frau und Gottfried Müller aus Dresden hatten sich als ungeladene Gäste nachträglich noch eingefunden — und auf Herrn von Mosel kamen mit seines Jägers halbem Antheil nur 45 Thaler! Außerdem erhielt er noch 60 Dukaten für die aufgewendeten Reisekosten. Ein zweiter Diebstahl, den er blos mit Andreas Schwarz's Unterstützung in derselben Kirche wagte, lieferte gar nur Kleibungsstücke.

In Hamburg wurde er mit der schönen Anna von Stern bekannt, die seinerwegen ihren bisherigen Geliebten, den Juden Riepmann, verließ und von nun an mit ihm herumzog. Sie führte ihn zuerst zu dem Regimentsquartiermeister Beermann, mit dem sie ebenfalls früher in zärtlichen Verhältnissen gestanden hatte, und bei ihm in Wurftorf wurde der Braunschweiger Kirchenraub verabredet. Mistrausch geworden durch den schlechten Ertrag des Hamburger Einbruchs, hatte der Herr von Mosel anfangs durchaus keine Lust zu dieser neuen Unternehmung.

Frau von Sien kostete ihm unendliches Geld, er mußte auf neuen Verdienst sinnen, und so entschloß er sich denn endlich auf Peermann's Zureden, der Leitung der neuen Unternehmung sich zu unterziehen. Wir wissen schon, wie glänzend er in dieser Stadt auftrat, und fügen bloß noch hinzu, daß außer ihm, der Frau von Sien und seinem Jäger noch Peermann, Schwanke, Jonas Meyer, Bante, Ditto Müller, Lorenz Schön und seine Frau, und Michael Kaiser an der Ausführung des Raubes Theil nahmen. Auch hier war die Beute nicht so bedeutend, als die Verbündeten gehofft hatten, und in einem Koffer, wo sie große Schätze zu finden erwarteten, lagen zu ihrer bitteren Täuschung nichts als Ziegelsteine! Bei der Entdeckung des Diebstahls wurde dies ihnen als humoristischer Streich angerechnet, aber wahrscheinlich hatte ein früherer ungetreuer Hüter des Schatzes zu seiner Rettung sich dieser List bedient. Nachdem alle Kosten der Hin- und Zurückreise, so wie der Aufwand für das flotte Leben der Gesellschaft in Braunschweig abgezogen waren, kamen auf List bloß hundert Thaler.

Ansehnlicher war der Ertrag des Lüneburger Diebstahls. Zwar wurde hier von den Betheiligten Manches heimlich bei Seite geschafft, bei der hastigen Arbeit auch manches kostbare Stück verrissen und List noch dazu um mehrere auf seinen Theil gekommene Edelsteine von den Hamburger Juden, die sie für unecht erklärten, betrogen, aber dennoch kamen auf ihn 220 Stück Dukaten und 200 Thaler.

So brachte er zwar großen Ruhm, aber wenig Schätze mit von seinem Ausflug nach Hause, denn den besten Theil der Lüneburger Beute hatte er in Hamburg zurücklassen müssen, als ihm die wachgewordene Justiz auf den Fersen saß. Um jede Spur hinter sich zu verwischen, reiste er, ohne neue Thaten zu verrichten, über Hamburg, Lübeck und Berlin mit der Frau von Sien und seinem getreuen Anton Schwarz mit möglichster Eile wieder in die Heimath, um in der altgewohnten Umgebung in früherer Weise weiterzuwirken. Aber die Frau von Sien war sein böser Engel. Um Mittel zur Verrückung ihres unmäßigen Aufwandes zu erlangen, konnte er in seinen Unternehmungen nicht mehr so

wählerisch sein wie früher, und mußte sich selbst zu weniger vorsichtigen Streichen entschließen, wenn sie nur einen reichen Ertrag versprachen. Es war die kühnste Zeit seiner Laufbahn. Einbruch folgte auf Einbruch, Privathäuser, Edelstube, öffentliche Kassen, Kirchen — nichts blieb verschont, und immer noch lächelte ihm das Glück. Aber das Maas war voll und das Ende nahe, und der Kircheneinbruch in Wunsiedel (14. Juli 1698) war die letzte seiner gelungenen Thaten.

„Länger konnte der gerechte Gott, sagt M. Hofemann, der als Beichtvater der Gefangenen in Celle ein dickes Buch über die Thaten der Räuberschaar geschrieben, solchem fast nie erhörten Kirchenräuber und Erzdiebe nicht nachsehen. Endlich hatte er seinen Bogen gespannt und zielte, und hatte darauf gelegt tödtliche Geschosse. Seine Pfeile waren zugerichtet zum Verderben, mit welchen er den in allen Fahrbüchern mit schwarzer Kohle anzuzeichnenden schwarzen Nickel List in seinem Laufe traf und anhielt, und ihm gleichsam zurief: Bis hierher sollst du kommen und nicht weiter.“

Ein paar Stunden von Hof lag einsam an der Straße das Haus des Anspach'schen Ungelbtsadjunkts Schmidt, geschützt auf der einen Seite von einem tiefen Wasser, das die Vorderseite bespült, auf der anderen theils durch einen steilen Felsrand, theils durch hohe Mauern. Das Haus brauchte aber auch einer so starken Verwahrung, denn der Adjunkt hatte meistens eine gutgefüllte marktgräfliche Kasse in Händen, welche die Habgier der in der Umgegend streifenden Räuber wohl anlocken konnte.

Nickel List ritt mit vier Gefährten, dem Hans Buttelsstädt, dem Hornickel, dem kleinen Leopold und noch Einem von dem Wunsiedler Kirchenraub nach Hause, als er von einem seiner Spione Nachricht erhielt, daß des Adjunkts Schmidt Kasse gefüllt und er selbst abwesend sei. Die Gelegenheit war zu lockend, und Nickel beschloß, sogleich zur That zu schreiten. Aber von der Wasserseite war das Haus unzugänglich, und die Nacht mußte abgewartet werden, um von der Landseite aus einzubrechen. Dies geschah auch ohne große Schwierigkeit, und schon ein paar Stunden nach

Mitternacht befanden sich die Räuber mit einer ansehnlichen Beute an baarem Gelde in ihrem Schlupfwinkel, der neuen Schenke bei Greiz, wo sie nach zwei durchwachten Nächten ungestört der Ruhe pflegen wollten. Nickel List, Leopold und der dritte Namenlose legten sich in ein Zimmer im obern Stock, Buttelsädt (der Sohn des Wirths in Stetten) und Hornnickel zu den Pferden in den Stall.

Noch lag Alles in tiefem Schlafe, als mit grauem Morgen Bewaffnete vor der Schenke erschienen, den Wirth herausklopfen und nach fünf Reitern fragten, die die Nacht hier eingefeiert sein mußten. Der Wirth wollte keine Gäste haben, aber die frischen Hufspuren im Hofe verrathen ihre Anwesenheit. Eingeschüchtert von den drohenden Pistolen der Reiter, wies der Wirth auf den Stall und das obere Zimmer. Rasch wird der Stall mit einer Kette gesperrt, doch wie die Häfcher in hellen Haufen in das obere Zimmer dringen, sind die Räuber schon wach und empfangen sie mit Pistolenschüssen. Einer von den Eindringenden fällt, und in der dadurch entstandenen Verwirrung gelingt es Leopold und dem Anderen, zu entweichen. List ist nicht so glücklich. Auf ihn, den gefürchteten Hauptmann, stürzt Alles los. Kaum niedergeworfen, steht er schon wieder auf den Füßen und reißt sich mit riesiger Kraft von seinen Bedrängern los. Bereits hat er die rettende Thür erreicht, da trifft ihn von hinten der Schlag eines schweren Knüttels und er sinkt halb ohnmächtig zusammen. Mit kräftigen Fäusten fühlt er sich gepackt, alle Hoffnung der Befreiung ist verschwunden, aber er will wenigstens nicht lebendig der Gerechtigkeit in die Hände fallen. Mit der noch freien Hand greift er in die Tasche, zieht ein Messer heraus und bringt sich eine fürchterliche Wunde in der Kehle bei. Von Blut triefend wird der Gefesselte auf ein Ross gesetzt und zwischen zwei Bewaffneten, die ihn halten, nach der Stadt gebracht. Dennoch war die klaffende Wunde nicht tödtlich; nach langen Leiden wurde List davon geheilt, obgleich seine sonst so kräftige Stimme schwach und sanft blieb. Buttelsädt und Hornnickel erwachten erst aus einem todtähnlichen Schlummer, als sie schon in der Gewalt der Häfcher waren.

Das markgräfliche Gericht in Hof nahm die Gefangenen in Untersuchung. In den ersten Verhören leugnete Nickel standhaft, aber die Folter brach den Troß des von langer Krankheit geschwächten Mannes; und nachdem er einmal gestanden, hatte er für seine Richter kein Geheimniß mehr. Mit allen Zeichen echter Reue legte er ein offenes und vollständiges Bekenntniß aller seiner Thaten ab. Nur einmal hatte er seine Hände mit Blut besetzt: bei jenem Ueberfall seiner Schenke in Beutha hatte er den Schönburgischen Landeschöppen mit einem Pistolenschuß niedergestreckt, wie er behauptete, aus Zufall, da er blos seine Bedränger durch den Schuß habe schrecken wollen. Einbrüche und Diebstähle hatte er mehr begangen als sein Gedächtniß fassen konnte; aber er verhehlte nichts und führte seine Richter in ein Labyrinth von Verbrechen ein, deren Schauplay meistens Obersachsen, Thüringen und Franken gewesen war. Bereitwillig nannte er die Gehilfen bei jeder That, half die schon in Haft Befindlichen durch sein Geständniß überführen, und wies die Schlupfwinkel von denen nach, die sich noch frei herumtrieben. Auch zu drei großen Kirchendiebstählen in Norddeutschland bekannte er sich, und nannte die übrigen Mitschuldigen. So fiel durch seine Aufrichtigkeit zuerst einiges Licht auf den weitverbreiteten Gaunerbund, und die Gerichte konnten jetzt mit leichterer Mühe die einzelnen Fäden verfolgen, da sie in ihm stets einen bereitwilligen Begleiter an der Hand hatten.

Die meisten Mitschuldigen List's saßen bereits in Celle in Haft, entweder eingezogen auf Verdacht der Theilnahme an den Einbrüchen in Lüneburg, Hamburg und Braunschweig oder im Laufe der Untersuchung von anderen deutschen Regierungen ausgeliefert, da durch die Thätigkeit der dortigen Behörden Celle zum Mittelpunkt des großen Gaunerprocesses geworden war. Aber dieser blieb nur Stückwerk, wenn nicht Nickel List, der Einzige, der einen Ueberblick über die weitverzweigten Verbindungen der Bande hatte

und Auskunft über ihren inneren Zusammenhang geben konnte, bei dem Gericht mit ins Verhör genommen wurde, in dessen Händen die Fäden der ganzen Untersuchung zusammenliefen. So wie daher die Commission in Celle Nachricht erhielt, daß der langgesuchte Herr von Mosel in Hof in Ketten und Banden säße, erging alsbald an die Anspach'sche Regierung ein Ersuchungsschreiben, den berühmten Räuberhauptmann behufs der Confrontation mit seinen Raubgenossen nach Celle zu schicken. Doch wurde dieser Bitte nicht so leicht gewillfahret. Die Zumuthung, sich der Justiz über einen so berühmten Verbrecher zu begeben, war nicht gering, und erst nach langen diplomatischen Verhandlungen willigte der Markgraf aus Rücksicht auf das allgemeine Beste ein.

Der Transport des Gefangenen von Hof nach Celle war aber keine kleine Sache. Noch immer streiften zahlreiche Mitglieder seiner Bande frei herum, und eines Versuchs, ihn unterwegs zu befreien, oder auch zu tödten, um weitere compromittirende Eingeständnisse von seiner Seite unmöglich zu machen, konnte man sich von den Genossen um so mehr versehen, als man auch mehreren Gefangenen in Celle schon Mittel zum Selbstmorde zuzustecken gewußt hatte. Es wurden daher alle nöthigen Vorichtsmaßregeln ergriffen. Eine erlesene Mannschaft, aus elf Gefreiten und vier Unteroffizieren bestehend, unter Anführung eines erfahrenen Kriegsmannes, des Lieutenant's Braun, ging mit zwei sechsspännigen Kelterwagen am 4. December 1698 von Celle nach Hof ab, wo sie am vierten Abendsontage eintraf. Hier wurde ihnen der Gefangene übergeben. Mit jedem Gesicht trat er ihnen entgegen, aber sein Muth sank, und der harte Mann fing an zu weinen, als er auf Befehl des Lieutenant's mit noch schwerern Fesseln belastet und mit beiden Händen an den Wagen angegeschlossen wurde. Wohl mochte sein Herz noch eine Hoffnung der Befreiung gehegt haben und sie jetzt vernichtet sehen.

Wie im Angesichte eines feindlichen Heeres verfolgte der Transport seine Straße. Neben dem Gefangenen auf dem Wagen saßen zwei Soldaten, die Pistolen mit gespanntem

Hahn in der Hand, und zwischen den Ruten eine geladene Flinte. In Gegenden, die zu einem Ueberfall besonders geeignet schienen, mußte List sich auf den Boden des Wagens legen, der mit Stroh und Matten schußfest gemacht war; eine Tete refognoscirte die Straße vor dem Zuge, und Patrouillen streiften im Gebüsch und zu beiden Seiten des Weges. In der Schenke, wo zu Nacht gerastet wurde, hielt ein Gefreiter mit bloßem Degen vor der Streu des Befestelten Wache, während alle Ausgänge mit Bewaffneten besetzt blieben, und Patrouillen das Wirthshaus bis zum Morgen umkreiften, um von der Annäherung etwaigen Entsatzes zeitige Nachricht zu geben. Hinter Luma senkt sich die Straße in einen tiefen Hohlweg, und führt dann weiter durch einen dicken Föhrenwald, dessen Schatten und zahlreiche Schluchten von jeder räuberischem Gesindel zum willkommenen Versteck gedient hatte. Hier war die gefährlichste Stelle der ganzen Reise; Lieutenant Brauns ließ Halt machen, seine Leute zusammentreten, und hielt an sie eine Rede wie vor einer Schlacht, daß Jeder sein Möglichstes thue, und als tapferer Soldat seinem Eide getreu das anvertraute Gut bis auf den letzten Blutstropfen vertheidige; auch gab er Verhaltensmaßregeln, im Falle er selbst bleiben sollte. Dann wurden die Flinten frisch geladen, die Säbel in der Scheide gelockert, und kampffertig setzte sich der Zug wieder in Bewegung.

Langsam schleppten die müden Pferde den Wagen auf der schlechten Straße dahin, die bald bergauf, bald bergab ging, und der dunkle Wald wollte kein Ende nehmen, da gewahrte man auf einer Höhe einen bewaffneten Strauchdieb, der wachsam die Straße überschaute. Wie er den Zug kommen sah, verschwand er im Dickicht, rief aber erst drohend, daß er mit seinen Gefährten bald wieder erscheinen werde. Schon lichtet sich der Forst, die Gegend wird offener, und sie hoffen bald Großenbergsdorf zu erreichen, da erscheint an einer Wendung der Straße erst ein Reiter, dann zwei und zuletzt ein ganzer Trupp, Alle wohlbewaffnet. Rasch stellt sich die kleine Schaar zum Kampfe auf, die Musketiere stehen schußfertig und erwarten nur den Angriff der

Andern, als sich das Mißverständniß noch zur rechten Zeit aufklärt. Es waren reußische Reiter, die ihnen der Graf zur Eskorte entsandte. Doch war die Besorgniß vor einem Anfall nicht ungegründet, denn in der nächsten Schenke erfuhren sie, daß sich schon seit mehreren Tagen verdächtige Männer in der Gegend herumtrieben, und sich angelegentlich nach der Marschroute der Linaburger erkundigt hätten. Wahrscheinlich hatte nur die Wachsamkeit und gute Haltung der kleinen Schaar das Gesindel von dem beabsichtigten Angriff abgehalten.

Ohne weitere Abenteuer erreichte der Transport Leipzig, wo das Militär in der Vorstadt Quartier erhielt; denn die Stadt hatte mit vielen andern das Privilegium, kein Kriegsvolk des Landesherrn, geschweige denn fremdes, in ihren Mauern zuzulassen. Hier sollte Nikel List nach langer Trennung seinen getreuen Andreas Schwarz wiedersehen. Der Commissar Dietrichs hatte ihn unter starker Bedeckung von Weimar herübergebracht. Dort hatte er Alles geleugnet und in der langen Haft war ihm der frische Jugendmuth seinen Augenblick gesunken. Auch hier sprang er, gefesselt wie er war, heiteren Gesichts vom Wagen und ließ seinem Bruder nach Weimar sagen, er werde bald los kommen. „Kennst Du den Nikel List nicht?“ fragte ihn der Commissar. „Nein, ich habe nie von dem Kerl gehört,“ gab er ruhig zur Antwort. Da traten die Musketiere auseinander, welche den andern Wagen seinem Auge entzogen, und in Fesseln und bleich sah er seinen Hauptmann auf dem Stroh liegen, der ihn mit trüben Blicken anschaute. Auch er erblaßte bei dem jämmerlichen Anblick; aber er fastete sich schnell wieder und sagte: „Nein, den kenne ich gar nicht. Er mag ein ehrlicher Kerl, er kann aber auch ein Schelm sein.“ List schüttelte wehmüthig mit dem Kopf und sagte: „Ach Du guter Kerl, wenn Du erst die blauen Daumen bekommen hast, wie gut wirst Du mich kennen.“

Außer Andreas Schwarz kamen in Leipzig noch der wilde Christian Müller, der Garbereiter Pante und die drei Juden Salomo David, Schmul Löbl und Alexander Salatin zu dem Transport. Sie wurden sämmtlich nach Celle

geschafft und trafen dort unter großem Zulauf des Volkes ein, denn Alles wollte den großen Räuber Nikel List sehen, dessen Ruf durch ganz Deutschland scholl.

Mit verdoppeltem Eifer wurde jetzt in Celle die Untersuchung fortgesetzt und bald war sie ihrem Abschlusse nahe. Das Geständniß, das die Folter nicht erpressen konnte, bewirkte oft — ein merkwürdiger Zug — bei dem verstocktesten Sünder die Gegenüberstellung eines Schuldgenossen. Schwanke hatte längst bekannt, was er wußte; ebenso Otto Müller, der Wirth von Blumenau, aber Beide waren auch noch Neulinge im Verbrechen. Am hartnäckigsten leugneten Peermann und der Jude Jonas Meyer. Bei dem Erstern war jetzt an die Stelle des Stolzes, mit dem er anfangs den ehrenrührigen Verdacht von sich gewiesen, eine wilde Frechheit getreten. Unter den Qualen der Dammstraube und der Beinschiene schwur er mit gräßlichen Flüchen, er sei unschuldig, schimpfte die Henkersknechte und rief alle Teufel der Hölle an, ihm zu Hilfe zu kommen, gab zwar Einzelnes zu, widerrief es aber wieder, so wie er von der Marterbank erlöst war. Endlich aber erlag er doch den entsetzlichen Schmerzen, und bekannte, doch nur Bruchstücke. Fast jedes Wort mußte ihm mit neuen Qualen abgerungen werden. Was er ausgesagt, genügte, um ihn an den Galgen zu bringen, giebt aber keine Aufklärung über den psychologischen Prozeß, der diesen vornehmen Mann zum Gesossen einer gemeinen Gaunerbande machte. Als er als Ueberführter aus seinem frühern anständigen Gefängniß in ein unterirdisches Loch auf halbverfaultes Stroh geworfen wurde, löste sich der starre Troß dieses harten Herzens. So groß wie früher seine Frechheit, war jetzt seine Reue; aber nicht über seine Verbrechen, sondern über die Gotteslästerungen, die er unter den Qualen der Folter ausgestoßen.

Jonas Meyer hatte von Jugend auf ein Diebsleben geführt, obgleich er nebenbei einen ausgebehten und ein-

träglischen Kornhandel betrieb. Ein abgesagter Christenfeind, schien er seine Thaten nur wie eine gerechte Rache an den sein auserwähltes Volk verfolgenden Christen zu betrachten. Er lästerte den Erlöser und empfing mit wildem Grimm oder frechem Hohn den Geistlichen, der den Höllenbraten gar zu gern befehrt hätte. Auch ihm zwang nur die wiederholte Folter ein unvollständiges Bekenntniß ab, und in der Confrontation schalt er seine früheren Genossen nur freche Lügner und Verleumder, die einen unschuldigen Mann an den Galgen bringen wollten. Von Neue spürte er keine Umwandlung.

Der Verworfenste der ganzen Bande war Christian Müller. In Stolpen im Meißner Oberlande geboren, war er Soldat gewesen, dann desertirt, und hatte sich zuletzt als Gauner in ganz Deutschland herumgetrieben. Kein Laster war ihm fremd, in der rohesten Sinnlichkeit hatte er sich sein Lebelang herumgewälzt, und einen von Ausschweifungen ruinirten Körper davon getragen. Sein Leben war eine ununterbrochene Kette von Diebstählen, Einbrüchen und Mordbrennereien, die er den Richtern mit frechem Stolze vorerzählte. Von unübertroffener Verschmiztheit, verwegen wie ein Teufel, und zu jeder Unthat bereit, hatte er lange mit Nickel List um den ersten Platz in der Bande gerungen, ihm aber doch zuletzt weichen müssen; selbtem haßte er ihn tödtlich und verkürzte ihn, wo er konnte. Unzählige Mal verhaftet, kannte er die Folter in aller Herren Länder, und war dagegen so abgehärtet, daß er darüber scherzte, und auf der Marterbank den Henkersknechten höhnennd zurief: Sie möchten ihn nur noch mehr quälen, er sei noch frisch und munter! Aus einem solchen Menschen war wenig herauszubringen, und wenn er etwas bekannte, so vermengte es seine erfinderische Phantasie dermaßen mit wunderbaren Lügen, daß das Gericht dem farbenreichen Roman staunend zuhörte.

Die Andern zeigten sich zugänglicher. Am längsten widerstand noch Andreas Schwarze, vielleicht aufrecht erhalten von der Hoffnung, sein junges Leben als Preis seines hartnäckigen Ausharrens davon zu tragen. Selbst als

ihm Nickel List beweglich zuredete, Gott die Ehre zu geben, und ein freimüthiges Bekenntniß seiner Thaten abzulegen, blieb er stumm. Noch hielt er die Dualen des sogenannten Mecklenburgischen Instrumentes aus, aber als er in das Foltergewölbe geführt wurde und im Kamin ein großes Feuer brennen sah, da erfasste ihn die Furcht. Der Unerfahrene glaubte, er solle an diesem Feuer geröstet werden und bekannte aus Angst vor solchen Schmerzen.

Nach abgelegtem Geständniß wurden die Verbrecher dem Geistlichen übergeben, der sie zur Neue über ihren sündhaften Lebenswandel zu bringen suchte, was bei den meisten auch Erfolg hatte. Den günstigsten Boden fanden seine eindringlichen Worte bei Nickel List. Wie er mit ganzem Herzen Räuber gewesen, war er jetzt mit ganzem Herzen ein bußfertiger Sünder. Die Bibel und andere geistliche Bücher zu lesen war im Gefängniß seine einzige Beschäftigung, und seine Neue über die Blutschuld in seinem frühern Leben in des Geistlichen Herz auszufüttern sein einziger Trost.

Noch ehe die Akten des großen Prozesses geschlossen waren, wurde an einigen Verbrechern, die in der Untersuchung keine Rolle mehr zu spielen hatten, das Todesurtheil vollstreckt. Es war dies Christian Schwante, Andreas Schwarz, Peermann, Pante und sein Kriegskamerad Kramer und Jonas Meyer. Otto Müller, dem das Gericht ebenfalls das Leben abgesprochen, kam mit lebenslänglichem Zuchthaus davon. Peermanns, Müllers und Schwantes Frau kamen ins Spinnhaus nach Hamburg.

Am 21. Mai 1699, einem schönen Frühlingmorgen, wurde der Spruch des Gerichts Angesichts einer zahllosen Menge Menschen vollstreckt. Schwante und Schwarze waren verurtheilt mit eisernen Keulen zerschlagen zu werden, Peermann wurde gehentk, Pante und Kramer in Erwägung frühererer wackerer Kriegsdienste mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht. Sie starben Alle muthig und als bußfertige und reuige Sünder, und Anton Schwarz hielt vor seiner Hinrichtung noch eine bewegliche Rede an's

Volk, es ermahnen, an ihm ein Beispiel zu nehmen, die Sünde zu fliehen und für sein seliges Ende zu beten.

Doch sollte die Exekution nicht ohne ein entsehlisches Aergerniß für die ganze Christenwelt abgehen. Auch der Jude Jonas Meyer war zum Strange verurtheilt und wurde mit hinausgeführt. Schon unterwegs hatte er durch lästerliche Reden den neben ihm sitzenden Peermann so sehr in seinen Todesbetrachtungen gestört, daß er auf einen andern Wagen gebracht werden mußte. Wie unzugänglich er Bekehrungsversuchen war, wußte der Geistliche schon von früher; dennoch mußte er auf Befehl der Obrigkeit dem schon unter dem Galgen stehenden armen Sünder noch einmal zureden Christ zu werden. Grimmig wandte sich dieser ab, und als er den Strick um seinen Hals fühlte und sich vor einer Verschärfung der Strafe sicher glaubte, rief er in die Menge hinaus: Ich lebe ein Jude und sterbe ein Jude. Verflucht seien alle die, in deren Herzen eine Ader ist, die an Jesum gläubet! Das waren seine letzten Worte.

Ein solcher Frevel konnte nicht ungeahndet bleiben. Am nächsten Tage wurde der Leichnam vom Galgen genommen, nach der Stadt vor das hochnothpeinliche Halsgericht geschleift, und über den Todten noch nachträglich das Urtheil verlesen, daß ihm wegen seiner gotteslästerlichen Reden die Zunge aus dem Halse gerissen und verbrannt, der Körper aber mit den Füßen und nebst einem Hunde an den Galgen aufgehängt werden sollte! Dieses Urtheil wurde auch sogleich vollstreckt.

Mittlerweile waren wieder mehrere Mitglieder des großen Gaunerbundes den Gerichten in die Hände gefallen, und die Untersuchung schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Die Namhaftesten darunter waren Michael Kaiser, ein Brauer aus Wunstorf und der rothköpfige Unbekannte, der bei dem braunschweigischen Diebstahl mitgewirkt hatte, und Hofsheneck, der Hauptankliger des Hamburger Domeinbruchs, dessen eigentlicher Name Moses Drfennik war. Von Braunschweig war Ersterer nach Süddeutsch-

land gegangen, hatte sich dort lange stehend und raubend herumgetrieben, war in Haft gerathen, wieder ausgebrochen und nach der Heimath geeilt. Aber die Gerichte spürten ihm hier schon lange nach, seine Anwesenheit wurde bald ruckbar und die ausgesandten Häfcher fanden ihn in einem Mehlkasten versteckt.

Auch in Breslau waren gefährliche Gauner festgenommen worden, und darunter drei der berühmtesten aus Nickel List's Bande, nämlich der große Leopold, der Kesselpeter, und der dicke Martin Richter, genannt der Dukatenteufel. Hauptsächlich den Erstern wünschte die Commission in Celle zu haben, um durch seine Vernehmung der großen Untersuchung mehr Abklärung zu geben. Als aber das Requisitionsschreiben bei dem wohlweisen Rath von Breslau anlangte, hatte dieser den großen Leopold in übergroßem Eifer und zum großen Verdruß der Celler Commission schon gehent.

Die Ueberführung der noch nach und nach Eingebrachten hielt nicht lange auf, da die Haupttrabelführer schon gestanden hatten, und die Untersuchung, die sich auf nahe an 100 Verbrecher und zahllose Missethaten erstreckte, wurde nach zweijähriger Dauer geschlossen. Die Meisten wurden ins Zuchthaus geschickt, und außer den sechs schon Hingerichteten nur noch acht zum Tode verurtheilt, wobei jedoch die ausgenommen sind, welche zwar zu List's Bande gehörten, aber in andern Städten Deutschlands verhaftet und gerichtet wurden. Diese acht waren Nickel List, Christian Müller, Michael Kaiser, Andreas Luci, Moses Hofsheneck, Samuel Löbel, Alexander Saladin und Salomo David.

Die sechs zuerst Genannten wurden am 23. Mai 1699 gerichtet. Um eine Wiederholung des von Jonas Meyer gegebenen Aergernisses vorzubeugen, waren die beiden Juden noch besonders verwahrt und bedeutet worden, daß die Strafe, welche des Jonas Leichnam betroffen, bei einem ähnlichen Unterfangen an ihnen bei lebendigem Leibe vollstreckt würde, und der Scharfrichter erhielt Befehl, die nöthigen Werkzeuge bereit zu halten. Die Hinrichtungen gingen jedoch diesmal ohne Störung vor sich.

Nickel List war schon in Hof zum Feuertod verurtheilt, aber in Gelle wegen seines bereitwilligen Geständnisses dahin begnadigt, daß ihm der Körper mit eisernen Keulen von unten auf zerschmettert, der Kopf auf einen Pfahl gesteckt und die Leiche verbrannt werden sollte; dieselbe Strafe sollte Christian Müller erleiden, aber ohne Aufsteckung des Kopfes und Verbrennung der Leiche. Die vier Andern wurden gehenkt.

Auf dem Schaffot legte List noch eine öffentliche Beichte aller seiner Sünden ab, und erduldete seine fürchterliche Strafe mit großer Fassung. Auch die Uebrigen starben als reuige Sünder, die beiden Juden wiesen aber alle Befehlungsversuche standhaft zurück.

Erst im nächsten Jahre wurden Alexander Saladin und Salomo David gehenkt.

Hatte auch die große Untersuchung nicht alle Schuldige erfassen können, so war doch mit der Hinrichtung der Haupträdelsführer und der Einsperrung der vielen Andern die Wurzel des weitverzweigten Gännerbundes ausgerottet, und den einzelnen Ausläufern desselben die beste Kraft entzogen. Die Sicherheit, deren sich Deutschland von nun an auf lange Jahre erfreute, hatte es lediglich dem kräftigen Durchgreifen und der unermüdblichen Thätigkeit der Lüneburger Regierung zu verdanken, die sich damit ein namhaftes Verdienst um das Vaterland erwarb.

J. Seybt.

Inhalt.

	Seite
Pastor Tinius	1
Die falsche Kindesmörderin	31
Die Pulververschwörung	43
Die letzten Hülfskrier	96
Nickel List und seine Gefellen	146

Nachtseiten der Gesellschaft.

Eine Gallerie merkwürdiger

Verbrechen und Rechtsfälle.

Zweite Serie.

Zweiter Band.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

